

Bedenkenswerte Texte für Tageszeitungen

Gesammelte Gottesdienste, Band LXXIX

Helmut Schütz, Gießen

September 2026

URL: <https://bibelwelt.de/wp-content/uploads/2026/09/Gottesdienste-79.pdf> –
die Texte sind auch abrufbar unter: <https://bibelwelt.de/besinnliches/>

Die Reihe meiner Gesammelten Gottesdienste beschließe ich (abgesehen vom noch ausstehenden Band LXXX, der außer einem Überblick über alle 79 Sammelbände auch eine Gesamtliste meiner bisherigen Veröffentlichungen im Bibelwelt-Verlag in den 25 Jahren von 2001 bis 2026 enthalten soll) mit besinnlichen Texten, die während meiner Dienstzeit als Pfarrer in der Wetterau, in Rheinhessen und Oberhessen von 1977 bis 2016 in verschiedenen Tageszeitungen erschienen sind, und zwar in Rubriken wie „Zum Nachdenken“ oder „Wort zum Sonntag“. Einige Betrachtungen schrieb ich auch für den Evangelischen Pressedienst zur Weitergabe an Tageszeitungen. Die Bilder, die ich hier manchen Texten hinzugefügt habe, gehörten nicht zu den jeweils ursprünglichen Veröffentlichungen.

Man könnte meinen, dass so kurze Texte einen weitaus geringeren Arbeitsaufwand erfordern als zum Beispiel Predigten für Gottesdienste und Amtshandlungen. Bei mir war es anders, da ich mir oft viele Gedanken darüber machte, wie ich der Leserschaft einer Tageszeitung, die mit Religion großenteils „nicht viel am Hut“ hat und der „Kirche“ oft sehr kritisch gegenübersteht, auf eine Weise ansprechen konnte, die neugierig macht und zum durchaus auch kritischen Bedenken ungewohnter Gedanken herausfordert.

Inhaltsverzeichnis

Vorrede: Erlebte Bibel in kleinen Gesamtkunstwerken	5
Männer in der Kirche	
(Gießener Allgemeine, 20. Februar 2016):	
Römer 5, 3	6
Die Taube auf dem Dach	
(Gießener Allgemeine, 23. Mai 2015):	
Gedankensplitter des Philosophen Odo Marquard	7
Ladestation	
(Gießener Anzeiger, 22. März 2014):	
Matthäus 11, 28	8
Gott macht keine Unterschiede	
(Gießener Anzeiger, 16. März 2013)	9

Haben wir alle den gleichen Herrgott?

(Gießener Anzeiger, 3. März 2012):

Sure 6, 103

10

Nicht fehlerlos, aber verantwortungsbewusst

(Gießener Anzeiger, 27. Februar 2011):

2. Buch Mose – Exodus 3, 11 und 4, 13

11

Zwei volle Tassen

(Gießener Anzeiger, 30. Januar 2010)

12

Schwieriges Alter

(Gießener Anzeiger, 25. April 2009)

13

„Mensch, ärgere dich nicht“

(Gießener Anzeiger, 5. Juli 2008):

Sprüche 8, 31

14

Zauberwelten für die „entzauberte Welt“

(Gießener Anzeiger, 28. Juli 2007)

15

Aus Abend und Morgen ein neuer Tag

(Gießener Allgemeine, 4. November 2006):

1. Buch Mose – Genesis 1, 5.8.13.19.23.31

16

Zwei Teller für vier Personen

(Gießener Anzeiger, 29. Juli 2006)

18

Hammerschläge mit hammerharten Folgen

(Gießener Anzeiger, 29. Oktober 2005)

20

Siebentagewoche der Erlösung

(Gießener Allgemeine, 19. März 2005):

Lukas 23, 34 / Markus 15, 29

21

Klug werden im November

(Gießener Anzeiger, 1. November 2003):

Psalm 90, 12

23

Um „fünf vor zwölf“ für den Frieden beten

(Gießener Anzeiger, 8. Februar 2003):

Richter 11, 27 / Matthäus 26, 52

24

Fastenzeit – bunt wie das Morgenrot

(Gießener Anzeiger, 16. Februar 2002):

Jesaja 58, 3-8

25

Der Himmel – ein Alptraum?

(Gießener Anzeiger, Frühjahr 2001):

John Lennon, Imagine / Matthäus 6, 34

26

Sehnsucht nach „Big Brother“?

(Gießener Anzeiger, Frühjahr 2000):

Psalm 139, 1-5

27

Unnütz oder uneigennützig?

(Gießener Anzeiger, 6. Februar 1999):

Lukas 17, 10

28

Wunder gibt es auch in Alzey...

(Allgemeine Zeitung Alzey, Herbst 1998):

Matthäus 14, 28-31

29

Neujahr im November

(Evangelischer Pressedienst für 28. November 1993):

Evangelisches Gesangbuch 7, 3 / Alle Jahre wieder

30

Den Gürtel weiter schnallen

(Evangelischer Pressedienst für 28. Februar 1993)

32

Fahrt zum Himmel

(Evangelischer Pressedienst für 24. Mai 1992):

Evangelisches Gesangbuch 594)

33

Hoffnung nach einem misslungenen Putsch

(Evangelischer Pressedienst für 8. September 1991)

34

Apfelbäumchen

(Evangelischer Pressedienst für 10. Februar 1991):

Jesaja 40, 31

35

„Wer dir einen Schlag auf die Nase gibt...“

(Evangelischer Pressedienst für 12. August 1990):

Matthäus 5, 39

36

Gott fürchten?

(Evangelischer Pressedienst für 22. Oktober 1989):

Psalm 130, 4

37

Gebetshaltungen

(Wetterauer Zeitung, 22. Januar 1989):

Daniel 9, 18 / Lukas 15, 20

38

„Herr Pfarrer, warum haben Sie eigentlich nicht...?“ (Wetterauer Zeitung, 18. Juni 1988): Matthäus 6, 34	40
Weihnachts-Wunder – mit oder ohne stimmungsvolle Verpackung (Wetterauer Zeitung, 24. Dezember 1987)	41
Kirchentag und Kirchen-Alltag (Evangelischer Pressedienst für Sonntag, 19. Juli 1987)	42
„Wie lieblich ist der Maien“ (Wetterauer Zeitung, 2. Mai 1987): Evangelisches Kirchengesangbuch 370, 1 und 3	44
Passt die Fastnacht nicht ins Kirchenjahr? (Evangelischer Pressedienst und Schlitzer Bote, 14. Februar 1987)	46
Hat Gott einen Fehler gemacht? (Wetterauer Zeitung, 30. August 1986)	47
Augen (Evangelischer Pressedienst und Wetterauer Zeitung und Schlitzer Bote, 1. März 1986): Psalm 25, 15-20 / Matthäus 25, 40 Dietrich Bonhoeffer, Menschen gehen zu Gott	49
Beten „zwischen den Jahren“ (Wetterauer Zeitung, 31. Dezember 1985): Psalm 39, 6-8.13 / Evangelisches Kirchengesangbuch 45, 6	51
Brüderliche Leitung (Evangelischer Pressedienst, Wetterauer Zeitung und Schlitzer Bote, 31. August 1985): Evangelisches Kirchengesangbuch 159, 2	53
Ein liebender Gott hält unseren Zorn aus (Wetterauer Zeitung, 6. April 1985)	55
Die Menschheit ist sterblich (Wetterauer Zeitung, 4. August 1984): Psalm 90, 12	56
„Ängstige deinen Nachbarn wie dich selbst!“ (Wetterauer Zeitung, 2. April 1983): Markus 16, 6.8 / Johannes 16, 33	58

El Salvador heißt: „Der Erlöser“

(Wetterauer Zeitung, 14. März 1981) 60

Zur Hoffnung berufen

(Wetterauer Zeitung, 11. Mai 1979):
Jesaja 7, 9 62

Reicht ein halber Mantel?

(Wetterauer Zeitung, 11. November 1978) 64

Pfingsten ist Muttertag

(Wetterauer Zeitung, 13. Mai 1978):
Apostelgeschichte 2, 6 66

Das achte Gebot

(Wetterauer Zeitung, 1977):
2. Buch Mose – Exodus 20, 16 68

Erlebte Bibel in kleinen Gesamtkunstwerken

Auch besinnliche Texte für Tageszeitungen können als kleine Gottesdienste verstanden werden, winzige Gesamtkunstwerke, die hoffentlich Inspirationspartikel des Heiligen Geistes enthalten und ein Gespräch zwischen unserer Wirklichkeit heute und den Worten der Bibel zustande kommen lassen.

Bibeltexte zitiere ich in der Regel nach: **Lutherbibel**, revidiert 2017, © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart, oder: Lutherbibel, revidierter Text 1984, durchgesehene Ausgabe, © 1999 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart, oder (unter Angabe von GNB) nach: Die Gute Nachricht. Die Bibel in heutigem Deutsch, © 1982, Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.

Für Texte aus dem Koran greife ich in der Regel zurück auf: Scheich Abdullah as-Samit Frank **Bubenheim** und Dr. Nadeem **Elyas**: Der edle **Qur‘ān** und die Übersetzung seiner Bedeutungen in die deutsche Sprache. Medina, 1422/1423 A.H. (2002), oder aber auch auf Hans **Zirker**: Der Koran, übersetzt und eingeleitet, Darmstadt, 3. Auflage 2010.

Liedtexte aus dem **Evangelischen Gesangbuch** (Ausgabe für die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau 1993), die keinem urheberrechtlichen Schutz mehr unterliegen, zitiere ich in der Regel ohne weiteren Quellenhinweis oder mit dem Kürzel EG (in Gottesdiensten aus den Jahren vor 1995 zitiere ich aus dem Evangelischen Kirchengesangbuch für Hessen und Nassau 1950 mit dem Kürzel EKG).

Männer in der Kirche

„Wort zum Sonntag“ am 20. Februar 2016 in der Gießener Allgemeinen

Ich freue mich auf den Sonntag. Denn ich feiere gerne Gottesdienst. Schon die Vorbereitung macht mir Freude. Ein Gottesdienst ist in meinem Augen ein kleines Gesamtkunstwerk. Lieder, Gebete und Predigt sollen zueinander passen, Worte der Bibel wollen mir selbst ins Herz sprechen – und dann, so hoffe ich, auch den Menschen, die außer mir noch in der Kirche sind. Mit zur Freude trägt morgen der junge Mann bei, der auf der Orgelbank sitzt. Erst 16 Jahre alt, spielt er alte und neue Kirchenmusik, und einige Lieder begleiten wir auch gemeinsam, er am Klavier und ich mit der Gitarre. Auf morgen freue ich mich besonders. In der Predigt geht es um Hoffnung, die aus „Bedrängnissen“ wächst. Damit gibt der Apostel Paulus sogar an (**Römer 5, 3**):

Wir rühmen uns auch der Bedrängnisse!

Klingt paradox. Aber in meinen Ohren auch spannend.

Es gibt mindestens noch einen jungen Mann, der sich auf den Sonntag freut: Er wird in diesem Gottesdienst konfirmiert. Als er in dem Alter war, in dem man normalerweise Konfirmand ist, hat er darauf verzichtet. Damals konnte er mit Gott noch nicht so viel anfangen. Die schönen Geschichten vom lieben Gott, die er in der Schule gehört hatte, schienen zu seinem Leben nicht zu passen. Inzwischen wurde ihm klar: Auch in dem, was bedrückt und bedrängt, kann Gott nahe sein. Er möchte bewusst jetzt doch als Erwachsener konfirmiert werden, sich weiterhin Kraft schenken lassen von Gott. Spannende Glaubensgespräche haben wir geführt in den letzten Wochen – Konfirmandenunterricht mal ganz anders als mit den 14jährigen Kids – auf die ich mich ebenfalls freue in ihrem Taufgottesdienst mit Capoeira eine Woche später. Der erwachsene Konfirmand hat zu seiner Konfirmation seine Freunde in die Kirche eingeladen. Sie wollen alle kommen.

Einige Bankreihen werden mit Männern aus meinem Fünziger-Jahrgang besetzt sein. Die sagten beim letzten Stammtisch: „Bevor du in Rente gehst, kommen wir nochmal zu dir in die Kirche.“ Auch darauf freue ich mich und bin gespannt, wie laut an diesem Sonntag die Männerstimmen klingen, wenn der Psalm im Wechsel von Frauen und Männern gesprochen wird.

Auf einige Gottesdienste kann ich mich noch freuen, die ich als Gemeindepfarrer halten werde. Und schon jetzt auf viele Sonntage in meinem Ruhestand, an denen ich Gottesdienste besuche, die andere vorbereitet haben. Kraft tanken, Anregungen zum Nachdenken abholen, mit anderen gemeinsam Gott loben können, diesen „Service“ unserer Kirche – unseres Gottes – werde ich auch als Ruheständler gerne nutzen.

Pfarrer Helmut Schütz

Die Taube auf dem Dach

„Wort zum Sonntag“ am 23. Mai 2015 in der Gießener Allgemeinen

Nach dem Willen des weltweit renommierten Philosophen Odo Marquard hätte sein Tod (vor 14 Tagen) erst am heutigen Pfingstsamstag mit dem Erscheinen der Todesanzeige seiner Familie bekannt werden sollen. Er hatte seiner Familie den Medienrummel um seine Person in den Tagen bis zur Trauerfeier¹ ersparen wollen. Durch eine Indiskretion kam es dann doch anders.

Das Pfingstfest eignet sich gut, um eines Philosophen zu gedenken, der viele Jahre der Gießener Paulusgemeinde angehörte und auch die Pauluskirche nicht nur von außen kannte. Odo Marquard war zwar ein berufsmäßiger Skeptiker. Aber da seine Art der Skepsis aus der Einsicht in die furchtbaren Folgen totalitären Denkens erwuchs, hielt er die Kirche dann, wenn sie sich nicht im Besitz der alleinigen Wahrheit wähnt, für eine segensreiche Einrichtung. Er war religiös genug, um nicht leichtfertig auf den Trost von Gott zu verzichten, denn Gott war für ihn „der, der noch da ist, wenn niemand mehr da ist“. Ein nichtreligiöser Mensch mag den weltlichen „Spatz in der Hand“ für besser halten „als die Taube auf dem Dach auch dann, wenn diese Taube den Heiligen Geist symbolisiert“, aber für den Philosophen Marquard gab es „Einsamkeitssituationen, in denen die Taube auf dem Dach – sozusagen – der einzige Spatz ist, den man noch in der Hand hat.“

Beim ersten Pfingstfest war der Heilige Geist allerdings kein letzter Trost für Einsame, sondern er führte Menschen verschiedenster Herkunft zusammen, als ein paar Jünger Jesu plötzlich öffentlich das Wort ergriffen und jeder sie in seiner eigenen Sprache reden hörte. Gepredigt wurde ihnen die Vergebung durch Jesus Christus, die christliche Gnade. Und auch diese schätzte Odo Marquard gerade als ein skeptischer Philosoph. Wer andere Menschen im Namen einer Ideologie oder eines fanatischen Glaubens gnadenlos anklagt und fragt: „Mit welchem Recht gibt es dich überhaupt und nicht vielmehr nicht, und mit welchem Recht bist du so, wie du bist, und nicht vielmehr anders?“, der gibt die „Buntheit der Wirklichkeit“ als „menschliche Freiheitschance“ verloren. Wer dagegen auf Gnade vertraut, auf einen Gott, der Menschen annimmt, in ihrer Vielfalt und mit ihren Fehlern, der stellt zwar nicht den perfekten Himmel auf Erden her, aber er baut mit an einer „Erde auf Erden“, in der ein „angstfreies Andersseindürfen für alle“ möglich ist. So stelle ich mir Pfingsten vor – wenn Menschen mit all ihren Unterschieden aufeinander hören, einander verstehen lernen und einander mit Respekt begegnen.

Pfarrer Helmut Schütz

1 Der Text zu seiner Trauerfeier ist zu finden in: [Helmut Schütz, Gesammelte Gottesdienste, Band LXVIII: Trauerfeiern als Spiegel erfüllten Lebens](#), Gießen 2026, S. 233.

Ladestation

„Gedanken zum Sonntag“ am 22. März 2014 im Gießener Anzeiger

Zwei Mädchen und zwei Jungen waren die ersten Redner, als die Islamische Gemeinde Gießen öffentlich um Unterstützung für ihre Suche nach neuen Räumlichkeiten bat. Sie wünschten sich eine neue Moschee mit genügend Platz für Kinder und Jugendliche. Besonders horchte ich auf, als ein Vorstandsmitglied sagte: Gerade die Jugend nutze die Gemeinderäume als „Ladestation“, um Kraft für den Alltag zu tanken.

Das Bild der Ladestation gefällt mir. Auch für unsere christlichen Kirchen und Gemeindezentren. Jesus hat gesagt (**Matthäus 11, 28** – nach der Einheitsübersetzung):

Kommt alle zu mir, die ihr euch plagt und schwere Lasten zu tragen habt.
Ich werde euch Ruhe verschaffen.

Aber sind es nicht hauptsächlich die Älteren, die etwas von der Kirche erwarten? Manchmal scheint es so. Doch dann schaue ich genauer hin und sehe, wie viele Menschen aller Generationen die Angebote und Räume unserer Gemeinde nutzen. Da gibt es den Kindersonntag, bei dem Kinder begeistert auf ihre Weise Gottesdienst feiern. Im Kindergarten verbringen Kinder einen Großteil ihrer alltäglichen Zeit und freuen sich, wenn auch einmal der Pfarrer kommt zum Singen und Geschichtenerzählen. Eltern dieser Kinder profitieren von Angeboten im Familienzentrum. Jugendliche lassen sich in ihrer Konfi-Zeit auf die Kirche ein und prägen das Gemeindeleben mit. Junge Erwachsene erleben beim Capoeira-Spiel in unserem Gemeindesaal eine Spiritualität, die sie aufbaut und trägt.

Und nicht zuletzt stehen im Gottesdienst Raum und Zeit zur Verfügung, um den leeren Akku der eigenen Seele aufzuladen, im Gesang und in der Stille, im Danken und Bitten, im Hören und Verstehen biblischer Worte. Gottesdienst heißt so, weil Gott uns dienen will. Manche nutzen diesen „Service“ regelmäßig, andere vor allem zu besonderen Anlässen. Und manchmal suchen Menschen auch das persönliche, vertrauliche Gespräch mit dem Pfarrer, um mit Problemen klarzukommen und Kraft zu tanken.

Gut, dass es „Ladestationen“ gibt, wo jeder auf seine Weise „andocken“ kann.

Pfarrer Helmut Schütz

„Gott macht keine Unterschiede“

„Gedanken zum Sonntag“ am 16. März 2013 im Gießener Anzeiger

„Gott macht keine Unterschiede, Gott hat uns alle lieb“, so sangen christliche und muslimische Kinder und Erwachsene begeistert bei einer interreligiösen Feier im Paulus-Gemeindesaal. Zwei Mal im Jahr feiern und beten wir gemeinsam über Grenzen der Religionen hinweg, denn auch im Alltag in Kindergarten und Familienzentrum leben wir als Christen, Muslime, Buddhisten ganz selbstverständlich zusammen.

Selten sagt mir jemand: „Ich finde es nicht gut, dass Sie so viel mit den Muslimen machen.“ Ich frage nach, warum, und mir wird erzählt von Nachbarschaftskonflikten und von christlichen Schülern, die sich in ihrer Klasse von einer muslimischen Mehrheit gemobbt fühlen. Aber wenn im Stadtteil so etwas vorkommt, ist es doch um so wichtiger, so früh wie möglich gegenseitigen Respekt einzuüben. Darum ist unser Kindergarten ein Ort, wo sich alle Kinder zu Hause fühlen können und wo alle in ihrer Eigenart ernstgenommen werden, auch wenn sie andere Dinge essen oder anders glauben und beten als andere.

Aber kann man gemeinsam zu Gott und Allah beten? Ich denke, unsere Gebete können ihre Adresse gar nicht verfehlen, wenn sich jeder seiner eigenen ehrlichen Überzeugung entsprechend an Gott wendet. Sicher denken wir unterschiedlich von Gott und betonen oft sogar Gegensätzliches in unserem Glauben. Aber dass der eine Gott der Barmherzige ist, ob wir ihn nun auf Arabisch Allah oder auf Deutsch Gott nennen, sollte uns darin bestärken, in unserem Miteinander vor allem das Gemeinsame zu suchen und zu betonen. Am letzten Sonntag haben wir mit Gebeten aus der islamischen Mystik um Licht und um Liebe bitten dürfen, und das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter hat uns daran erinnert, dass es ausgerechnet ein Fremder mit anderer Religion war, den Jesus den Geistlichen und Lehrern der eigenen Religion als Vorbild der Menschenliebe hinstellt.

Pfarrer Helmut Schütz

Haben wir alle den gleichen Herrgott?

„Gedanken zum Sonntag“ am 3. März 2012 im Gießener Anzeiger

„Wir haben doch alle den gleichen Herrgott“, sagt mir ein katholischer Christ, der unseren evangelischen Gottesdienst besucht. Er meint etwas Wahres, doch die Formulierung stimmt mich skeptisch. Genau genommen können wir Gott nicht „haben“. Wenn Gott lebendig da ist, dann ist er es, der uns hat. Und wie er für uns „der Herr“ ist, was er uns zu sagen hat, befreiend und verpflichtend, darüber sind sich nicht alle einig.

Nehmen wir Christen und Muslime. Beide glauben an den einen Gott, den Schöpfer, und beiden ist Jesus sehr wichtig. Aber für uns Christen ist Jesus der Gottessohn, die Verkörperung der Liebe Gottes. Muslime dagegen verehren Jesus als neben Mohammed wichtigsten Propheten, der die Menschen ermahnt, nur dem einen Gott zu dienen. Beten Christen und Muslime also verschiedene Götter an? Nein, sage ich: Muslime und Christen beten den einen Gott verschieden an. Unsere Gedanken über Gott unterscheiden sich, aber Gott, auf arabisch „Allah“, hält auf seine Weise alle Menschen in seiner Hand. Sehr weise heißt es im Koran, **Sure 6, 103**:

Die Blicke erreichen ihn nicht, aber er erreicht die Blicke.

Als ich mit unseren Konfis den buddhistischen Tempel im Sandfeld besuche, fragen sie: „Zu wem beten eigentlich Buddhisten, zu Buddha oder zu vielen Göttern?“ „Eigentlich beten wir gar nicht“, antwortet der ältere Mönch, „wir meditieren, und wir singen aus unseren heiligen Schriften.“ Götter mag es geben, aber in der Lehre Buddhas geht es mehr um die Verantwortung für das eigene Leben, die einem kein Gott abnehmen kann.

Religiöse Menschen ganz ohne Herrgott? Eine für Christen und Muslime fremde Vorstellung. Aber was dem einen fremd ist, kann doch als die Wahrheit eines anderen respektiert werden, zumal es sogar Grenzgänger zwischen den Religionen gibt. „Kann ein Christ zugleich Buddhist sein?“, fragen die Konfis, und der Mönch sagt: „Ja.“

Helmut Schütz, Pfarrer der Evangelischen Paulusgemeinde Gießen

Nicht fehlerlos, aber verantwortungsbewusst

„Gedanken zum Sonntag“ am 26. Februar 2011 im Gießener Anzeiger

Welche Führungskräfte wünschen wir uns in Politik und Kirche? Profilierte Köpfe wie Willy Brandt und Franz-Josef Strauß, Otto Dibelius und Martin Niemöller forderten einst zum Widerspruch heraus, regten Bürger und Christen aber auch dazu an, Verantwortung zu übernehmen.

Heutzutage treten Bischöfinnen zurück, weil sie nicht ständig mit einem Fehlverhalten in Verbindung gebracht werden möchten. Männer mit unterschiedlichem Beliebtheitsgrad in Kirche und Politik scheinen an öffentlichen Ämtern zu kleben, indem sie sich gegen moralische Vorwürfe mit oft unzulänglichen Rechtfertigungen zur Wehr setzen. Wie weiß muss die Weste sein, um ein Amt glaubwürdig mit der notwendigen Autorität ausüben zu können?

Ein Blick in die Bibel, ins **2. Buch Mose – Exodus 3**, macht mich nachdenklich. Als Mose das Volk Israel in die Freiheit führen soll, lehnt er diesen Auftrag von ganz oben zunächst ab (**Exodus 3, 11**):

Wer bin ich?

In jungen Jahren hat er sich mit jähzornigem Eintreten für Gerechtigkeit weder beim Adoptivvater im Pharaonenpalast noch bei seinen Volksgenossen Freunde gemacht, außerdem kann er nicht gut reden, und er beschwört Gott (**Exodus 4, 13 – Einheitsübersetzung**):

Schick doch einen anderen!

Doch Gott besteht darauf, gerade diesem mit Fehlern behafteten Menschen eine der größten Aufgaben mit religiöser und politischer Tragweite zu übertragen. Die Zehn Gebote, die das befreite Volk Israel durch Mose erhält, bilden bis heute eine Grundlage, um im Zusammenleben der Menschen Freiheit und Gerechtigkeit aufzubauen und zu bewahren.

Wer Verantwortung trägt, muss auch heute nicht fehlerlos sein. Aber er sollte sich an Wertmaßstäben wie den Zehn Geboten messen und zur Verantwortung ziehen lassen. Wie wäre es, wenn wir als Wähler den wirklich für das Gemeinwohl Engagierten größere Aufmerksamkeit schenken würden als den „schwarzen Schafen“, etwa durch eine hohe Beteiligung an der Kommunalwahl?

Helmut Schütz, Pfarrer der Evangelischen Paulusgemeinde Gießen

Zwei volle Tassen

„Gedanken zum Sonntag“ am 30. Januar 2010 im Gießener Anzeiger

Hin und wieder diskutiere ich gerne mit Atheisten. Einen solchen freundschaftlichen, doch in der Sache unversöhnlichen Emailaustausch unterbrach mein Gesprächspartner, indem er mich an eine fernöstliche Weisheit erinnerte: Was tun zwei Menschen, die sich gegenseitig von der eigenen Erkenntnis überzeugen wollen? Beide haben eine volle Tasse vor sich stehen, jeder ein anderes Getränk, und jeder schenkt dem anderen aus der eigenen Tasse etwas zum Probieren ein. Aber das funktioniert nicht; die Tassen laufen über, und manche Mischung würde außerdem entsetzlich schmecken.

Mein atheistischer Freund zog daraus den Schluss: Wir müssen innerlich erst einmal „leer“ werden, damit wir vom anderen etwas Neues empfangen können. Wenn wir es uns aber beide in einer unverrückbaren Weltanschauung gemütlich gemacht haben, bleibt jede Diskussion fruchtlos.

Meine Gedanken gehen in eine andere Richtung. Volle Tassen wollen leer getrunken werden. Im übertragenen Sinn: Klare Überzeugungen sind dazu da, uns Orientierung für unser Leben zu geben. Indem wir das, was wir glauben, uns einverleiben und es praktisch im Alltag leben, wird unsere Tasse sowieso immer wieder leer. Neue Kräfte tanken wir in der Regel, indem wir auf uns vertraute Lieblingsgetränke zurückgreifen. Aber im Austausch mit Menschen, die aus anderen Quellen schöpfen, können wir durchaus probieren, wie das Getränk des anderen schmeckt. Oder wir lassen uns eine andere Teesorte empfehlen, vielleicht passt auch Milch in unseren Kaffee oder Zitrone in den Tee. Vielfalt kann uns reicher machen; aber nicht alles wird uns zusa-gen. Entscheidend ist nicht, was jeder in der Tasse hat, sondern wie wir unser Leben gestalten. Ob unser Leben erfüllt ist, wird nicht an unseren Überzeugungen, sondern „an unseren Früchten erkannt“, wie Jesus sagt, also an hilfreichen, gerechten, barmherzigen Taten.

Helmut Schütz, Pfarrer der Evangelischen Paulusgemeinde Gießen

Schwieriges Alter

„Gedanken zum Sonntag“ am 25. April 2009 im Gießener Anzeiger

Konfirmiert zu werden, ist nicht mehr absolutes Muss in einer Stadt wie Gießen, aber zwei Drittel der Jugendlichen aus evangelischen Familien legen darauf erheblichen Wert. Nehmen sie es nur wegen der Konfirmationsgeschenke auf sich, ein ganzes Jahr lang zusätzlichen Unterricht zu besuchen, in die Kirche zu gehen und Lernstücke auswendig zu lernen? Ich meine, es steckt mehr dahinter. Eine kleine Anzahl nutzt den Unterricht bewusst dazu, um sich über den eigenen Glauben klar zu werden. Andere interessieren sich mehr für religiöse Fragen, als sie zugeben würden; wer bei der Predigt zuhört, könnte als „uncool“ gelten. Auf jeden Fall ist die Konfirmation ein wichtiger Schritt aus der Kindheit heraus und ins Erwachsenenleben hinein.



Aus Ton gestalten Konfis ihre Vorstellungen vom Frieden

Warum tut ihr Evangelischen euch das an, fragte mich ein katholischer Mann, den Konfirmandenunterricht ausgerechnet in die Zeit zu legen, in der die Pubertät ihren Höhepunkt erreicht? Wäre es nicht einfacher, wenn die Kinder noch kindlicher sind? Könnten ältere Jugendliche sich nicht ernsthafter mit Glaubensfragen beschäftigen?

Nein, genau in der Zeit, in der „die Eltern schwierig werden“ (wie Marianne Arlt so schön im Tagebuch einer betroffenen Mutter formuliert) haben Jugendliche es besonders nötig, sich als bunt zusammengewürfelte Gruppe aus allen Schichten und Schulformen miteinander und mit anderen Autoritäten als der eigenen Familie auseinanderzusetzen. Das geht nicht ohne Reibungsverluste ab, aber wenn die Konfis mit Respekt behandelt werden und ein Stück Begleitung oder im Einzelfall sogar seelsorgerliche Hilfe erfahren, ist eine Menge erreicht. In diesem Sinne freue ich mich nicht nur auf die morgige Konfirmation in der Pauluskirche, sondern auch auf den Beginn des neuen Konfi-Jahrgangs!

Helmut Schütz, Pfarrer der Evangelischen Paulusgemeinde Gießen

„Mensch, ärgere dich nicht“

„Gedanken zum Sonntag“ am 5. Juli 2008 im Gießener Anzeiger

Nun ist sie vorbei, die Zeit der Fähnchen und Flaggen an Autos und Wohnungsfenstern, die Zeit der abendlichen Jubelschreie und nächtlichen Hupkonzerte verschiedener Nationalitäten im multikulturell geprägten Stadtteil.

Es war eine friedliche Europameisterschaft, die mich an Karten- und Brettspiele in der Familie erinnert hat. Da kann es heiß hergehen, wenn die Spannung steigt. Unerfahrene Spieler freuen sich über erste Spielfortschritte; mit wachsenden Erfolgen wird häufig der Kampf um den Sieg verbissener, um so größer auch die Enttäuschung, wenn man nicht den ersten Platz erringt. Letzten Endes spielt man aber nicht gegen-, sondern mit-einander. Auch wer sich als neu hinzugekommenes Mitglied noch fremd in der Familie fühlt, kann im fairen gemeinsamen Spiel gut den Anschluss gewinnen.

Ich spielte auf seinem Erdkreis
und hatte meine Lust an den Menschenkindern,

so erzählt in der Bibel die Weisheit Gottes (**Sprüche 8, 31**), wie sie an der Schöpfung einer friedlichen Erde beteiligt ist. Weise ist unsere Menschenwelt geordnet, wenn in ihr das spielerische Element und vor allem die Freude am Spiel nicht fehlt.

Im Sport halten sich die Mitspieler freiwillig an Regeln und unterwerfen sich sogar dann dem Urteil des Schiedsrichters, wenn sie es als ungerecht empfinden. Im Alltag fällt es schwerer, sich an Regeln und Gesetze zu halten; das Leben ist schließlich kein Spiel, sondern ein Kampfplatz der unterschiedlichsten Interessen. Aber wenn auf diesem Kampfplatz nun doch Gottes Weisheit mit uns spielen will? Ein ernsthaftes Spiel, mit guten Spielregeln, die dem Frieden dienen? Gottes Gebote sind Angebote der Fairness für das normale Leben. Und wer zu viel Ehrgeiz und Verbissenheit ins Spiel bringt, darf sich sagen lassen: „Mensch, ärgere dich nicht!“

Helmut Schütz, Pfarrer der Evangelischen Paulusgemeinde Gießen

Zauberwelten für die „entzauberte Welt“

„Gedanken zum Sonntag“ am 28. Juli 2007 im Gießener Anzeiger

Das Übersinnliche und Magische hat Hochkonjunktur. Ein Millionenpublikum interessiert sich für phantastische Welten, vom „Herrn der Ringe“ bis zur Zauberwelt des Harry Potter. In Fernsehserien spielen Geister, charmante Hexen und Dämonenjagden eine immer größere Rolle. Unsere aufgeklärte „entzauberte Welt“ (Max Weber) kommt offenbar nicht ohne das Wunderbare aus. Trotz der Fortschritte von Wissenschaft und Technik fühlen moderne Menschen sich Mächten ausgeliefert, die sie als dämonisch empfinden. Die Sehnsucht nach Erlösung vom Bösen und vom Tod, die traditionell der christliche Glaube versprach, ist jedenfalls nicht unmodern geworden.

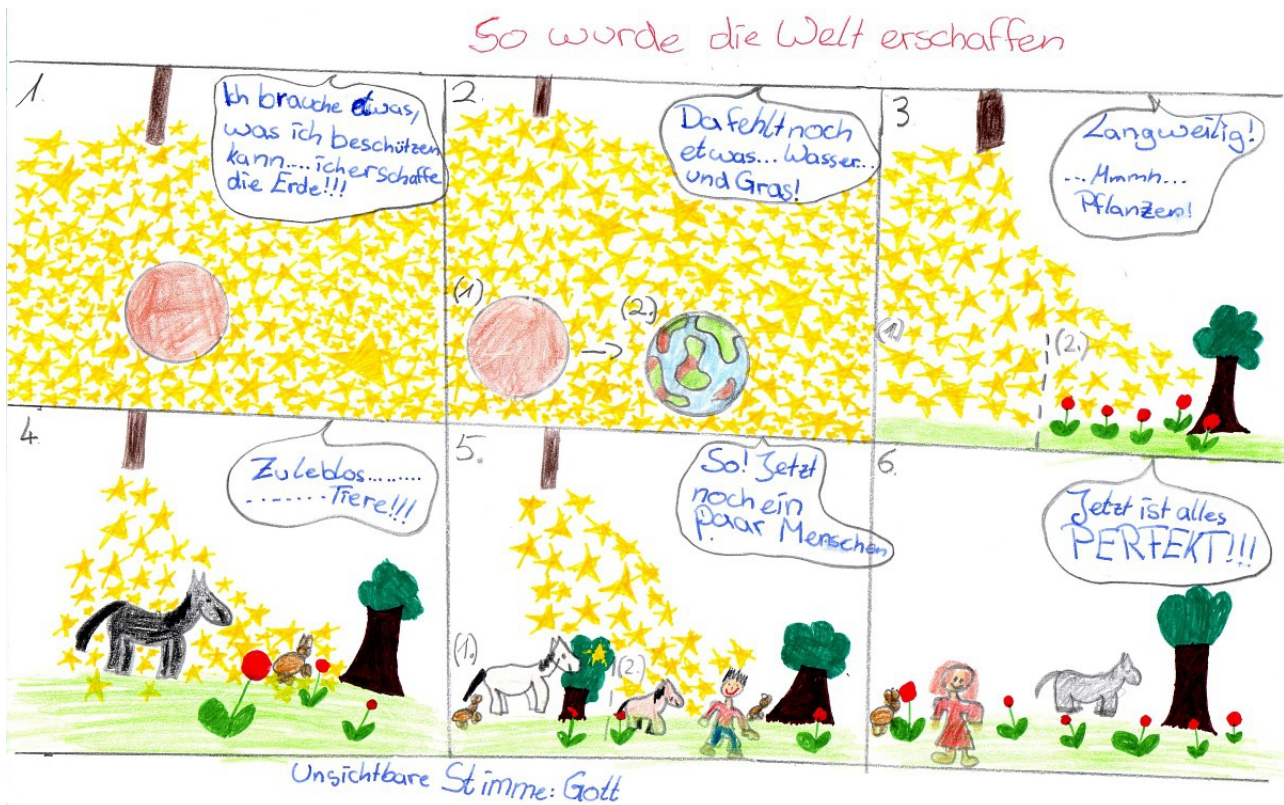
„Subtile Verführungen“ zum Okkultismus (so der heutige Papst Benedikt vor vier Jahren über Harry Potter) unterstelle ich diesen Buch- und Fernsehproduktionen ebenso wenig wie Grimms Märchen. Am Ende muss das Böse immer dem Guten unterliegen, und das Gute siegt – je besser die (Dreh-)Bücher sind – nicht durch die Macht der Magie als solche, sondern durch den Einsatz menschlicher Tugenden. Eher könnte man Joanne K. Rowling die subtile Verführung zum Christentum unterstellen, da sie in ihrem Harry-Potter-Epos als entscheidende Waffen gegen finstere Mächte zentrale christliche Motive zur Geltung bringt: Opferbereitschaft und Liebe.

Im Unterschied zu traditionellen oder modernen Märchenfiguren hat Jesus nicht nur in der Phantasie, sondern tatsächlich den Tod und die Macht des Bösen besiegt. Die Bibel erzählt spannende Geschichten von diesem Kampf und zeigt Wege, auf denen wir ihn mitkämpfen können. Im Gottvertrauen finden wir Kraft zum Leben und Trost im Sterben. Wir überwinden Ängste und Versuchungen und treten mutig für die Würde jedes Menschen ein.

Helmut Schütz, Pfarrer der Evangelischen Paulusgemeinde Gießen

„Aus Abend und Morgen ein neuer Tag“

„Wort zum Sonntag“ am 4. November 2006 in der Gießener Allgemeinen



Eine Schülerin beschreibt in Bildern, wie Gottes unsichtbare Stimme alles erschafft, um es zu beschützen

Über die Vereinbarkeit des biblischen Schöpfungsglaubens mit der naturwissenschaftlichen Welterklärung wurde in Gießen leidenschaftlich diskutiert. Kaum jemand kann sich der Faszination der biblischen Bilder von der Schöpfung entziehen. Der reformierte Theologe Karl Barth meinte: Die Bibel blickt in den Schöpfungserzählungen ähnlich in die Vergangenheit, wie die Propheten den Willen Gottes für die Zukunft ansagen. Sie berichten nicht historisch, sondern erzählen, was wir in Gottes Augen für Kreaturen sind, die wir die Erde und alle Mitgeschöpfe mehr schlecht als recht beherrschen und ausbeuten.

Ja, der Mensch soll über Erde und Tierwelt herrschen, jedoch nicht um die Umwelt zu zerstören, sondern um zu bebauen und zu bewahren, was Gott ihm anvertraut. Ja, der Mensch ist als Ebenbild Gottes geschaffen. Er existiert „als Mann und Frau“: Seine Würde und Freiheit besteht darin, dass er zum Leben in vertrauensvollen Beziehungen bestimmt ist, im Gegenüber von Ich und Du. Im Gegensatz zum Tier ist der Mensch das von Gott angeredete Wesen, das sich dann auch vor Gott für seine Taten verantworten muss.

Aber wie gehen wir Menschen der Neuzeit, die selbstverständlich von einem 15 Milliarden alten Universum ausgehen, mit der Vorstellung von der Schöpfung in sieben Tagen um? Sie gibt nicht die Zeitdauer der Weltentstehung an, sondern den Rhythmus, in dem sich unser menschliches Leben abspielt: Menschsein bedeutet, in einer Abfolge von Tagen zu leben, die Gott uns als unsere Zeit zum Leben schenkt.

Allerdings ist dieses Leben nicht unbedroht. Der freie Mensch kann statt des Gottvertrauens auch das Böse wählen und in diesem dunklen Abgrund untergehen. Diese finstere Seite der Welt ist von Gott zwar nicht geschaffen, aber er lässt sie zu, als Kehrseite des Lichtes, das Gott will und von der Finsternis scheidet. Die ganze weitere Bibel dreht sich um die Treue Gottes, der uns Menschen zum Leben im Vertrauen und in der Verantwortung vor Gott zurückruft. Und warum erzählt die Bibel am Anfang so eigenartig (**1. Buch Mose – Genesis 1, 5.8.13.19.23.31**), dass

aus Abend und Morgen

jeder neue Tag entsteht? Weil es ein Wunder ist, wenn uns jeden Morgen ein neuer Tag geschenkt ist.

Helmut Schütz, Pfarrer der Evangelischen Paulusgemeinde Gießen

Zwei Teller für vier Personen

„Gedanken zum Sonntag“ am 29. Juli 2006 im Gießener Anzeiger



Ein Bild von der Flucht nach dem Zweiten Weltkrieg – gemalt von Rudi Schütz

Zehntausende Zivilisten fliehen nach Zypern, denn im Libanon herrschen kriegerische Zustände. Begreifen wir Nachkriegskinder, was in den Flüchtlingen vorgeht? Meine Mutter, die jetzt 90 Jahre alt geworden wäre, hätte es nachfühlen können. Sie verlor ihre schlesische Heimat vor 60 Jahren.

30 Jahre später schrieb sie Erinnerungen an das Jahr 1946 auf:²

Es war wohl den 15. oder 16. August, da mussten wir raus. Einen Tag vorher wurde es gesagt. ... Was wir auf einen Handwagen tun konnten, nahmen wir mit. Für jeden ein Federbett in einen Sack gesteckt. Ein paar Töp-

2 Gertrud Schütz, geb. Kretschmer, [Erinnerungen an Riemberg in Schlesien](#), Gießen 2006. Die Zitate stehen dort auf S. 31, 32 und 34.

fe, auch Teller und Tassen und so, was wir grad noch hatten, denn die Russen hatten uns ja schon das meiste genommen. Wir haben nachts noch Brot gebacken für unterwegs, zwei Säckchen Mehl hatten wir auch noch.

Bei der Kontrolle des Gepäcks musste der Handwagen da bleiben.

Dann musste alles schnell gehen, alles zogen sie aus den Säcken und Taschen, dann wieder schnell einpacken und schon schoben sie uns auf der andern Seite raus. Ein Säckchen Mehl haben sie uns genommen, die Teller haben wir in der Eile vergessen einzupacken. Nachher hatten wir noch zwei Teller, die wir in der Tasche hatten, zwei Teller für vier Personen, und es gab nichts zu kaufen.

Nur zwei Teller für zwei alte Eltern und ihre beiden Töchter: sie mussten nacheinander, konnten nicht gemeinsam essen. Das war Vertreibung, das war eins von Millionen Schicksalen 1946.

Gab es Hoffnung?

Nach dem Gottesdienst standen wir meistens noch etwas zusammen. Der Zusammenhalt war damals noch größer als es heute ist. Dadurch dass alle vor dem Nichts standen, ließ es sich auch leichter ertragen.

Erstaunlich, die Aufzeichnungen über das Vertreibungsjahr enden mit einem dankbaren Rückblick:

Die erste Weihnacht in Westfalen, da bekamen wir von der Fabrik 1 Teller, 1 Schüssel, 1 Tasse und 1 größere Tasse und 1 Arbeitskittel mit Ärmeln, den man auch als Kleid anziehen konnte. Das war eine Freude, denn damals bekam man so etwas in den Geschäften nicht zu kaufen. Nun hatte wenigstens jeder einen Teller zum Essen.

Helmut Schütz, Pfarrer der Evangelischen Paulusgemeinde Gießen

Hammerschläge mit hammerharten Folgen

„Gedanken zum Sonntag“ am 29. Oktober 2005 im Gießener Anzeiger



Martin Luther an einer Fassade der Neuzeit (Bild: [Hans Benn](#) – [Pixabay](#))

Hammerschläge an der Schlosskirche stören die Abendruhe in Wittenberg am 31. Oktober 1517. Ein 33jähriger Mönch nagelt ein Diskussionspapier an die Kirchentür. In 95 Thesen legt sich Dr. Martin Luther mit einer korrupt gewordenen Weltkirche an, die den Bau der Peterskirche in Rom mit dem Verkauf von Ablassbriefen finanziert. Ablass – dieses Zauberwort weckt die Hoffnung, den armen Seelen geliebter Verstorbener die Qualen im Fegefeuer zu verkürzen.

Die Kritik am Ablass ist nur Anlass für eine tiefere Infragestellung der damaligen Kirche. Luther beginnt die Bibel als Buch der Befreiung zu lesen. Der Mensch ist zwar Sünder und auf Vergebung angewiesen, aber er braucht niemanden als Vermittler zu Gott außer Jesus Christus. Eine grundlegende Reformation der Kirche ist notwendig: die Rückbesinnung auf die Bibel und auf Jesus.

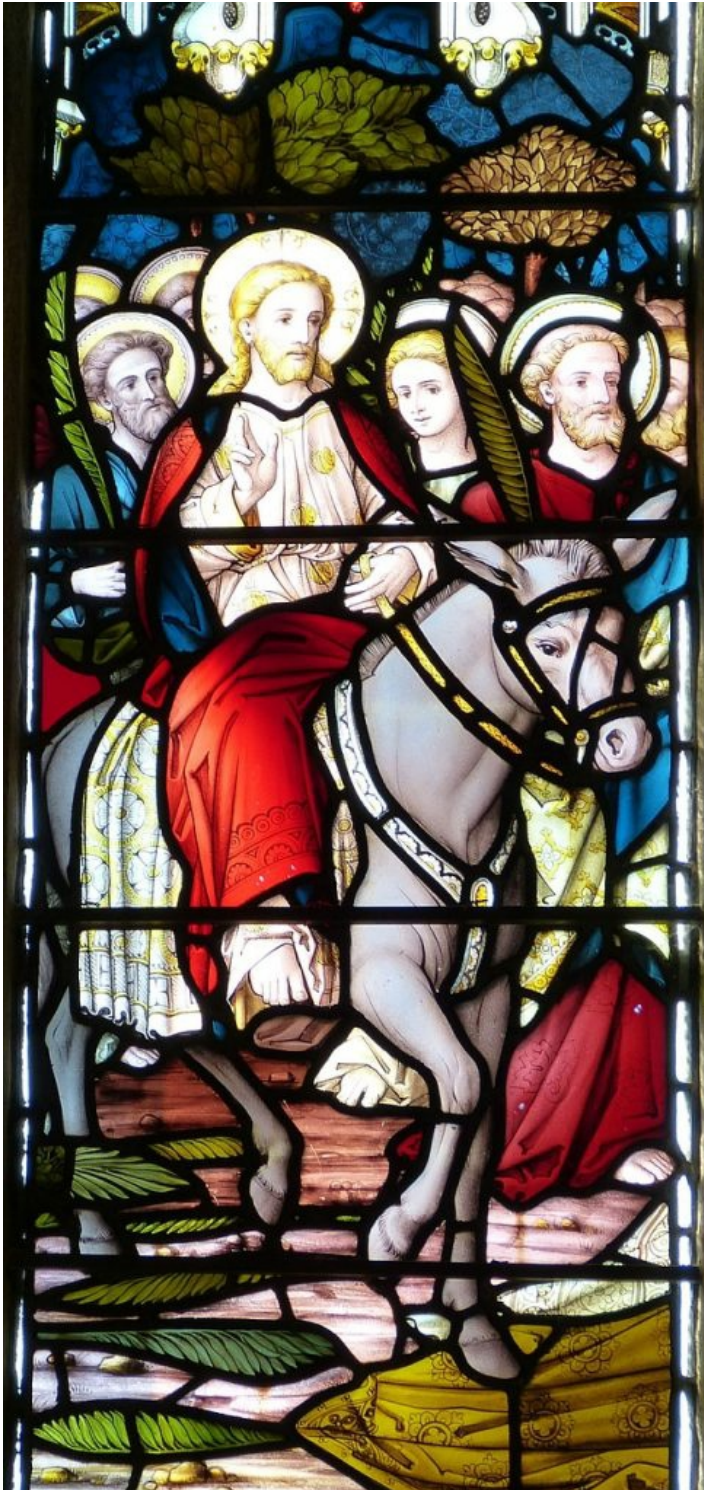
Ob die Szene mit dem Hammer sich tatsächlich so abgespielt hat, ist in der Forschung umstritten. Doch hammerhart sind die Folgen des lutherischen Ungehorsams gegen, kirchliche Autoritäten: Zwar reformiert sich zunächst nicht die Gesamtkirche, aber neben der katholischen Kirche entstehen neue evangelische Kirchen, die sich allein am Evangelium von Jesus Christus orientieren wollen. Als diese Spaltung der Kirche zu Religionskriegen führt, entsteht als Spätfolge der Reformation auch der Gedanke der Aufklärung: Wenn sich die Kirchen über die Wahrheit so tödlich uneinig sind, dann darf sich jeder Mensch seine eigene Meinung über die Wahrheit bilden.

Aber führt der Gedanke: „Niemand kann mir vorschreiben, was ich zu glauben habe!“ nicht zu einer unverbindlichen Beliebigkeit in Glaubensfragen? Nur wenn Luthers Rückbesinnung auf die Bibel außer Acht gelassen wird. Denn die Bibel dokumentiert in einer Vielzahl von Büchern und Geschichten, wie unterschiedlich schon damals Menschen ihren Glauben an den Einen Gott lebten. Auch heute noch weckt Gott selbst den Glauben in jedem Menschen – und sein Geist, der weht, wo er will, bewegt Menschen in einer bunten Vielfalt von Glaubensformen.

Helmut Schütz, Pfarrer der Evangelischen Paulusgemeinde Gießen

Siebtengewoche der Erlösung

„Wort zum Sonntag“ am 19. März 2005 für die Gießener Allgemeine



Am Anfang der Karwoche zieht Jesus umjubelt auf einem Esel reitend in Jerusalem ein (Bild: [falco](#) – [Pixabay](#))

Morgen beginnt die christliche Karwoche. Ähnlich wie das erste Buch Mose mit hochkonzentrierter Symbolik erzählt, dass Gott die Welt in einer Siebtengewoche erschaffen habe, so schildert das Markusevangelium auch die Karwoche als ein Drama in sieben Tagen.

Die ersten drei Tage sind geprägt durch Erwartungen, die sich auf einen starken Mann Gottes richten.

Palmsonntag: Jubelnde Männer, Frauen und Kinder breiten einen „grünen Teppich“ aus Palmzweigen vor Jesus aus. Ist er, der auf einem Esel in Jerusalem einreitet, der Friedenskönig, der Gerechtigkeit schafft für alle Menschen?

Montag: Jesus mischt die Geschäfte der Geldwechsler und Taubenverkäufer im Tempel auf. Wird Jesus einer Religion das Ende bereiten, die Gottes Zorn mit Opfern zu besänftigen versucht?

Dienstag: Jesus steht vielen Menschen Rede und Antwort. In seinen Worten begegnen sie einem Gott, der streitet und tröstet, ermutigt und mahnt. Werden sie auf ihn hören?

Der **Mittwoch** bringt mit zwei gegenläufigen Ereignissen eine Wende. Während eine Frau Jesus zärtlich mit kostbarem Nardenöl salbt, bereitet sein Freund Judas den Verrat an Jesus vor.

Ab jetzt steht die Karwoche offensichtlich im Zeichen des Leidens. Kar kommt vom althochdeutschen „Kara“ = Kummer, Leiden, Trauern. Wie verdorben muss die Schöpfung der Menschen sein, dass in ihr der Sohn Gottes ans Kreuz geschlagen wird?

Gründonnerstag: Jesus deutet das jüdische Passah-Mahl auf geheimnisvolle Weise um. Seinen „Leib“, sein „Blut des Bundes“ teilt er mit Brot und Kelch an die Mitfeiernden aus.

Karfreitag: Nach einer Nacht der Angst stirbt Jesus, von seinen Feinden verspottet, von seinen Freunden und von Gott verlassen, am Kreuz. „Vater, vergib ihnen“, sagt Jesus (**Lukas 23, 34**), „denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Und ein römischer Hauptmann ruft aus (**Markus 15, 29**): „Wahrlich, dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen!“

Karsamstag: Am Sabbat ruht Jesus im Grab. Der Messias Gottes teilt das Schicksal der Toten, ist sogar „niedergefahren zur Hölle“, wie es früher im Glaubensbekenntnis hieß.

So endet die Karwoche. Und in gewisser Weise endet mit der Karwoche die Welt. Nämlich die verlorene Welt derer, die sich stark genug fühlen, Gott zu töten. Doch in diesem Ende liegt der Anfang einer neuen Welt verborgen. Nach der Karwoche folgt eine neue Woche, ein neuer Schöpfungsmorgen: Ostern!

Helmut Schütz, Pfarrer der Evangelischen Paulusgemeinde Gießen

Klug werden im November

„Gedanken zum Sonntag“ am 1. November 2003 im Gießener Anzeiger



Fensterbild von Claus Wallner in der Friedhofskapelle auf dem Rodtberg Gießen (linker Teil des Triptychons)

Der November gilt als trüb und grau. Vielen schlägt die Stimmung dieses Monats aufs Gemüt, in dem sich von Allerheiligen bis zum Ewigkeitssonntag das Thema der Vergänglichkeit und des Sterbens aufdrängt. Lieber wäre es uns, es gäbe kein nasskaltes Wetter und keinen Tod. Will uns der November mit seinen Zumutungen an die Wahrheit des Satzes aus **Psalm 90, 12** erinnern:

Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen,
auf dass wir klug werden.

Wegsehen nützt ja nichts. Wir werden älter, sind konfrontiert mit Abschied und Trauer, müssen selber sterben. Klug lebt, wer dennoch nicht am Sinn des Lebens verzweifelt, wer die Kostbarkeit gerade des vergänglichen Lebens erkennt. Weise ist, wer schätzt, was nicht selbstverständlich ist: dass es Menschen gibt, die mich lieben, dass ich ertrage, was nicht zu ändern ist, dass ich Traurigkeit zulasse, weil ich Trost annehmen kann.

Eine Klugheit, die unsere Sterblichkeit nicht ausklammern muss, ist für Christen in Christus begründet. Der Sohn Gottes kennt aus eigener Erfahrung, was wir durchleben und durchleiden, hat sogar den Tod durchschritten. In der Kapelle des Friedhofs auf dem Rodtberg, dessen 100-jähriges Bestehen die

Stadt Gießen im Jahr 2003 feiert, fällt der Blick der Trauernden auf ein Fensterbild, das diese Glaubenserfahrung in genialer Weise abbildet. Der Künstler Claus Wallner stellt zwei Mal Christus dar, zuerst als den Toten, der vom Kreuz abgenommen und betrauert wird, doch dann – für Augen der vertrauenden Seele – als den Lebendigen, der zu den Toten hinabsteigt, um ihnen zu signalisieren: Sie sind nicht auf ewig verloren! Heute abend um 18 Uhr haben Sie Gelegenheit, dieses Bild im Rahmen einer Meditation mit Orgel- und Flötenmusik in besonderer Weise auf sich wirken zu lassen.

Helmut Schütz, Pfarrer der Evangelischen Paulusgemeinde Gießen



Friedhofs-Fensterbild (mittlerer Teil)

Um „fünf vor zwölf“ für den Frieden beten

„Gedanken zum Sonntag“ am 8. Februar 2003 im Gießener Anzeiger

Nach ergebnislosen Verhandlungen hält der biblische Feldherr Jeftah einen Krieg für unvermeidbar. Den Ausgang des Waffengangs überlässt er zunächst Gott (**Richter 11, 27**):

Der HERR, der da Richter ist,
richte heute zwischen Israel und den Ammonitern.

Doch dann will er mehr: den garantierten Sieg. Er schließt mit Gott einen Handel ab: Gibt er die Feinde in seine Hand, so opfert er als Brandopfer, was ihm bei der Heimkehr aus seiner Haustür entgegengeht (**Richter 11, 30-31**). Am Ende muss er seine eigene Tochter opfern.

Das ist keineswegs eine alte, unrealistische Geschichte. Jeftahs Tochter steht – beklemmend aktuell – als Urbild für das, was man heute Kollateralschaden nennt. Auch ein Krieg mit den besten Absichten – sei es Diktatoren zu entwaffnen oder Terroristen auszuschalten, die man früher als Bundesgenossen gegen andere Feinde stark gemacht hatte – wirkt sich grausam aus. Kinder sterben oder werden zu Waisen – letzten Endes nicht nur „dort“, sondern auch „hier“: wenn neues Elend und neuer Hass noch mehr Selbstmordkommandos hervorbringen.

Den garantierten Sieg gegen Terror und Krieg mit Mitteln des Krieges kann es nicht geben. Menschen sind nicht allmächtig, nicht einmal wenn sie der mächtigsten Nation der Welt angehören. Garantiert ist nur, dass Gewalt immer wieder neue Gewalt hervorbringt (**Matthäus 26, 52**):

Wer das Schwert nimmt, soll durchs Schwert umkommen...

Sehr besonnen muss vorgehen, wer als allerletztes Mittel auf den Krieg nicht meint verzichten zu können.

Heute um „fünf vor 12“ sprechen sich Christen auf dem Frankfurter Römerberg dafür aus, einen Irak-Krieg mit diplomatischen und politischen Mitteln doch noch zu verhindern. Ob dort oder anderswo – es ist nicht zu spät, für den Frieden zu beten, der im internationalen Zusammenleben „die Frucht der Gerechtigkeit“ ist, wie unser Bundespräsident gesagt hat.

Helmut Schütz, Pfarrer der Evangelischen Paulusgemeinde Gießen

Fastenzeit – bunt wie das Morgenrot

„Gedanken zum Sonntag“ am 16. Februar 2002 im Gießener Anzeiger

Seit Aschermittwoch ist Fastenzeit, für katholische Christen nach den „tollen Tagen“ eine Zeit des Verzichts. In evangelischer Tradition heißt sie Passionszeit und soll der Besinnung auf das Leiden Jesu dienen. Wird man diesen Wochen bis Ostern gerecht, wenn man (**Jesaja 58, 5**)

seinen Kopf hängen lässt wie Schilf und in Sack und Asche sich bettet?

Nach dem Prophetenbuch Jesaja lehnt Gott diese Art des Fastens radikal ab.

Warum fasten wir, und du siehst es nicht an?

fragen die Frommen (**Jesaja 58, 3**). Gott antwortet (**Jesaja 58, 3-4**):

Siehe, an dem Tag, da ihr fastet,
geht ihr doch euren Geschäften nach und bedrückt alle eure Arbeiter.
Siehe, wenn ihr fastet,
hadert und zankt ihr und schlagt mit gottloser Faust drein.

Es ist Gott nicht lieb, wenn wir zwar religiöse Pflichten erfüllen, aber unsere soziale Verantwortung vernachlässigen. Seine Barmherzigkeit wird ins Gegenteil verkehrt, wenn wir mit Worten der Bibel zweifelnde und suchende Menschen unter Druck setzen und in fruchtlose Selbstvorwürfe treiben. Gott will keine Selbstquälerei. Wer beim Fasten schlechte Laune bekommt, ist kein Segen für seine Mitmenschen. Selbstdemütigung verschafft keine Garantie, von Gott geliebt zu werden. Denn seine Liebe ist ein freies Geschenk an durchaus selbstbewusste Menschen.

Trotzdem gibt es nach Jesaja ein Fasten, das Gott gefällt (**Jesaja 58, 6-7**):

Gib frei, die du bedrückst! Brich dem Hungrigen dein Brot,
und die im Elend ohne Obdach sind, führe ins Haus!

Fasten wird zum Verzicht, der anderen Menschen zugutekommt, wenn wir Phantasie und Ausdauer entwickeln, um Strukturen zu ändern, in denen Unrecht sich häuslich eingerichtet hat.

Dieses Fasten überfordert und unterdrückt nicht, sondern wirkt heilsam auf uns zurück (**Jesaja 58, 8**):

Dann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte,
und deine Heilung wird schnell voranschreiten.

Das Leben ist nicht grau in grau, sondern bunt und leuchtend wie das Morgenrot. Unsere Seele, von Gottes Liebe angerührt und infiziert, schreitet voran auf dem Weg ihrer Heilung von Selbstvorwürfen und Unrecht, von Bitterkeit und Einsamkeit.

Helmut Schütz, Pfarrer der Evangelischen Paulusgemeinde Gießen

Der Himmel – ein Alptraum?

„Gedanken zum Sonntag“ im Frühjahr 2001 für den Gießener Anzeiger



Stell dir vor – alle Menschen leben im Frieden (Bild: [Minolvita](#) – [Pixabay](#))

„Stell dir vor: es gibt keinen Himmel!“ So beginnt der berühmte Song „Imagine“ von John Lennon, der nach 30 Jahren seine Faszination nicht eingebüßt hat und von einer Welt ohne Krieg, ohne Grenzen und ohne Habgier träumt. Doch warum gleich am Anfang diese Absage an den Himmel: „Imagine there’s no heaven“?

Über diese Zeile stolpere ich. Die englische Sprache unterscheidet fein: „sky“ ist der sichtbare Himmel

mit Wolken, Sonne, Mond und Sternen, „heaven“ dagegen der Himmel, wo Gott wohnt. Sind wir wirklich besser dran, wenn es den nicht gibt?

Zum Alptraum wird ein Himmel, der den Gläubigen als ewige Belohnung winkt, während die anderen für immer in der Hölle verdammt sein sollen. Wenn dann noch verschiedene Religionen oder Konfessionen fanatisch für „ihren“ Himmel kämpfen, wird der Alptraum zur grausamen irdischen Wirklichkeit – von den Kreuzzügen bis zum religiösen Fanatismus unserer Tage.

John Lennon schlug vor, anders zu träumen. „Stell dir vor: kein Himmel über uns, keine Hölle unter uns. Stell dir vor: die Menschen leben einfach für den heutigen Tag.“ Allerdings: nur im diesseitigen Hier und Jetzt zu leben, ist keine Garantie für Frieden und Gerechtigkeit. Lennon selbst erfuhr es 1980, als er ermordet wurde.

Auch Jesus sagt (**Matthäus 6, 34**):

Sorgt nicht für morgen, denn der morgige Tag wird für das Seine sorgen.

Lebt heute! Aber nicht, weil es den Himmel nicht gibt, sondern weil der Himmel anders ist. Er ist nahe. Er ist mitten unter uns. Er beginnt auf der Erde, hört aber im Tod nicht auf. Gott liebt die Menschen, vergibt Versagern – Vertrauen ist möglich. Niemand muss in die Hölle – außer er lebt schon jetzt in ihr. Zugeknöpft für die Liebe, unbarmherzig im Umgang mit anderen, hat man auch sich selbst nicht lieb.

Ich stell mir vor, der Himmel fängt auf der Erde an,
wo Liebe ist und Hoffnung, ganz ohne Glaubenszwang...

Helmut Schütz, Pfarrer der Evangelischen Paulusgemeinde Gießen

Sehnsucht nach „Big Brother“?

„Gedanken zum Sonntag“ im Frühjahr 2000 für den Gießener Anzeiger

Gießener Stadtbus, Linie 3, morgens halb acht. Junge Männer auf dem Weg zur Arbeit oder Schule unterhalten sich angeregt. Es fallen Namen wie Zlatko, Jürgen, Kerstin, Alex. „Der Jürgen muss raus, da muss ich nachher noch anrufen.“ – „Hauptsache, Zlatko bleibt drin.“ Inzwischen ist Zlatko doch „draußen“, wird von Harald Schmidt zu Alfred Biolek weitergereicht und teilt sich hohe Honorare mit seinem Fernsehsender. Die Sendung „Big Brother“³ hat ihn berühmt gemacht.

Für die einen gehört die Fernseh-Wohngemeinschaft inzwischen zur näheren Bekanntschaft. Andere reagieren entsetzt: Wie kann man sich freiwillig in einen Container sperren und Millionen bei allen privaten Verrichtungen zuschauen lassen? Auch wenn es „nur“ ums Geld geht – wissen wirklich alle, wie verletzlich sie sind und ob sie das verordnete Mobbing durch Nominierung für den Rausschmiss ertragen können?

Was steckt hinter der Sehnsucht nach „Big Brother“? Zwischen Arbeitslosigkeit und Börsenfieber sehnen sich junge Leute im Jahr 2000 offenbar nach überschaubaren Verhältnissen. Durch „Big Brother“ erfährt man den neuesten Klatsch über das Privatleben von Personen, die jeder kennt – ganz wie früher im Dorf. Orwells Alptraum vom Überwachungsstaat erscheint nach dem Ende des Kalten Krieges nicht mehr als bedrohlich – auch kann man sich nach dem Ende der ideologischen Links-Rechts-Auseinandersetzungen wenigstens mit denen streiten, die sich über die Sendung empören.

Vielleicht sehnt man sich auch danach, gesehen zu werden, so wie man wirklich ist. Gesehen werden birgt aber Risiken: Wer mich sieht, kann mich auch ablehnen, auslachen, ignorieren.

Schöner ist es, Menschen zu kennen, die mich sehen – und lieb haben, in der Familie, unter Freunden, in einer Kirchengemeinde. Und es tut gut, zu einem Gott zu reden wie im **Psalm 139, 1-5**:

HERR, du erforschest mich und kennest mich.
Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es;
du verstehst meine Gedanken von ferne.
Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehst alle meine Wege.
Denn siehe, es ist kein Wort auf meiner Zunge,
das du, HERR, nicht schon wüsstest.
Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir.

Helmut Schütz, Pfarrer der Evangelischen Paulusgemeinde Gießen

3 Vgl. Helmut Schütz, [Dimensionen der Sorge für die Seele](#), Gießen 2016, S. 8.

Unnütz oder uneigennützig?

„Gedanken zum Sonntag“ am 6. Februar 1999 im Gießener Anzeiger

Letzte Woche im Bibelkreis haben wir uns über ein Wort von Jesus geärgert (**Lukas 17, 10**):

Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprecht:
Wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren.

„Unnütze Knechte!“ So nannten einst Herren ihre Sklaven. Müssen denn Menschen, die nach den Geboten leben und Gutes tun, sich trotzdem immer klein, schlecht und sündig fühlen? Nein!

Jesus fällt kein Werturteil über Menschen, die beruflich oder ehrenamtlich tätig sind. Er wertet auch nicht das Ergebnis ihrer Arbeit ab. Ein Sklave ist von Nutzen für seinen Herrn, ein Angestellter für seinen Chef. Wer sich freiwillig in den Dienst einer guten Sache stellt, leistet ebenso sinnvolle Arbeit für die Allgemeinheit.

Das Wort „un-nütz“ – ohne Nutzen – zielt in eine ganz andere Richtung.

Jesus meint: Ich kann eine Aufgabe nur um ihrer selbst willen wirklich erfüllen und nicht wegen meines persönlichen Nutzens – „un-eigen-nützig“ eben. So gesehen, ist sein Wort sehr aktuell. Wir wünschen uns, dass über die Vergabe der Olympischen Spiele nicht Leute entscheiden sollten, die in die eigene Tasche wirtschaften. Wer ein politisches Amt anstrebt, zum Beispiel morgen bei der Hessenwahl, soll das Wohl des Landes im Auge haben, nicht persönliche Vorteile. Und wer anderen Menschen helfen will, muss sich darüber klar werden: Habe ich wirklich den Nutzen des anderen im Auge? Oder brauche ich das Gefühl, gebraucht zu werden?

Doch wer kann uneigennützig sein? Wer mit sich selbst im Reinen ist. Wer über Arbeitslohn oder Aufwandsentschädigung hinaus keine Ansprüche stellt. Wer sich freut über die Anerkennung seiner Arbeit, aber auch damit zurechtkommt, wenn er einmal Undank erntet. Jesus meinte, uneigennützig kann eigentlich nur ein Mensch sein, der viel Vertrauen hat. Das Vertrauen: Ich komme nicht zu kurz. Ich bin ein geliebter, wertvoller Mensch auf dieser Welt. Gott gibt mir, was ich brauche – mein Leben, mein Wissen, meine Fähigkeiten, Menschen, die mich liebhaben, und Hilfe, wenn sie nötig ist.

Helmut Schütz, Pfarrer der Evangelischen Paulusgemeinde Gießen

Wunder gibt es auch in Alzey...

„Auf ein Wort“ in der „Allgemeinen Zeitung“, Lokalteil Alzey, am 29. September 1998

Der Autor – Helmut Schütz – ist (noch bis morgen) Krankenhauspfarrer in Alzey und übernimmt ab Oktober eine Pfarrstelle in der Paulusgemeinde Gießen.

„Wie können Sie es nur aushalten, als Seelsorger in der Nervenklinik zu arbeiten?“ So fragte man mich oft im Laufe der letzten zehn Jahre – mit dem Nachsatz: „Ich könnte all das Elend nicht mit ansehen.“

Ich bin froh, viele Patienten kennengelernt zu haben, in ihrem Leid, aber auch in ihrer neugewonnenen Hoffnung. Ich bewundere seelisch kranke Menschen, die ihr Schicksal annehmen und trotz allem eine Zufriedenheit ausstrahlen, von der wir „Gesunden“ uns eine Scheibe abschneiden könnten. Nein, in der psychiatrischen Klinik herrscht nicht nur Elend. Mitunter geschehen da sogar Wunder.

Eine Frau erleidet einen schweren Nervenzusammenbruch. Sie ist immer stark gewesen, hat für ihre Familie gesorgt und ihren „Mann“ im Beruf gestanden. Nun ist sie am Ende, fertig, ausgebrannt. Ihre Freunde erkennen sie nicht wieder. Ihre Selbstachtung ist auf den Wert Null gesunken.

Da liest sie in unserem Klinik-Bibelkreis mit uns die Geschichte von Petrus, der es Jesus nachtun möchte, als der einfach so auf dem Meer spazieren geht (**Matthäus 14, 28-31**). Petrus fühlt sich so stark – und dann bekommt er Angst vor Wind und Wellen, und er verliert den festen Boden unter den Füßen. Wie peinlich! Da geschieht das eigentliche Wunder in der Geschichte: Der stolze Petrus schreit um Hilfe – Jesus streckt ihm die Hand hin – und Petrus ergreift sie! Hilfe anzunehmen, das ist für jemanden, der gelernt hat, alles allein zu bewältigen, ein großes Wunder.

Mit der Zeit hört die Patientin auf, sich zu überfordern. Sie erlaubt es sich, Bedürfnisse zu haben. Auch ihr darf es einmal schlecht gehen. Und schließlich geht sie nach Hause – ein neuer Anfang. Nach Jahren treffe ich sie zufällig am Rande eines Festes. Ihr gehe es nicht immer gut, sagt sie, aber sie wisse jetzt, dass das keine Schande sei. Sie könne jetzt auch um Hilfe bitten.

Selbst beim 60. Winzerfest in Alzey kann man auf Wunder hoffen. Nein – schlicht überflüssig wäre es, aus Wasser Wein zu machen. Sollte sich nicht eher manchem, der Auto fahren muss oder ein Alkoholproblem hat, der Wein in seinem Glas in Wasser verwandeln? Er kann aber auch freiwillig auf andere Produkte der Winzerbranche umsteigen – etwa einen guten Traubensaft. Wunder gibt es auch in Alzey.

Pfarrer Helmut Schütz

Neujahr im November

Betrachtung für den Evangelischen Pressedienst am 28. November 1993

Am drittletzten Tag des Monats November ist in diesem Jahr Neujahrstag. Nein, nein, der 1. Januar ist nicht vorverlegt worden. Aber für die Kirche beginnt schon jetzt ein Neues Jahr, am ersten Sonntag in der Zeit des Advent.

Ist es nicht eigentümlich, ausgerechnet in einer so trüben und düsteren Jahreszeit das neue Kirchenjahr starten zu lassen? Warum fängt es nicht im Frühjahr an wie bei den alten Römern, parallel zum neu erwachenden Leben in der Natur? „Alles neu macht der Mai“ – würde dieses Lied nicht auch gut zum Anfang des Jahreskreises der Kirche passen?

Trotz alledem – für die christliche Kirche ist Frühlingszeit sozusagen schon vier Sonntage vor Weihnachten, jedenfalls singen wir in einem alten Adventslied die Strophe (**Evangelisches Gesangbuch 7, 3**):

O Erd, schlag aus, schlag aus, o Erd,
dass Berg und Tal grün alles werd.
O Erd, herfür dies Blümlein bring,
o Heiland, aus der Erden spring.

Eine ganz besondere Blume ist es, die unsere Mutter Erde da hervorbringt: Ein Mensch, verletzbar wie eine zarte Gartenpflanze, und gerade so der Heiland der Welt – ein Keim der Hoffnung, mit dem der Schöpfer selber sich seiner Schöpfung einpflanzt.

Aber sind das nicht alte, längst angestaubte Geschichten, an die die Kirche sich da jedes Jahr aufs neue erinnert? Und ist es nicht widersinnig, immer wieder die Erwartung der Geburt des Jesuskindes neu zu feiern, die doch vor Hunderten von Jahren bereits geschehen ist? Was gibt es da – außer vielleicht für Kinder – wirklich Neues zu erwarten?

Aus gutem Grund erzählt die Kirche die Geschichten der Bibel immer wieder neu, aber angelehnt an eine immer wiederkehrende Struktur. So wie sich die Natur am Geländer der Jahreszeiten entlang entfaltet, braucht auch der Mensch etwas, das ihm im Laufe der Zeit vertraut wird, ihm Halt gibt, um auch gänzlich Neues an sich herankommen und in sich wachsen lassen zu können. Ganz schlicht spricht ein altes weihnachtliches Lied von diesem Halt, der kein Festhalten an sich selber ist, sondern ein Vertrauen auf den, der mich festhält und mir Mut und Orientierung gibt:

Alle Jahre wieder kommt das Christuskind
auf die Erde nieder, wo wir Menschen sind,

kehrt mit seinem Segen ein in jedes Haus,
geht auf allen Wegen mit uns ein und aus,
ist auch mir zur Seite, still und unerkannt,
dass es treu mich leite an der lieben Hand.

Und die Geschichten, die im Laufe des Kirchenjahres von diesem Christus Jesus erzählt werden – diesem kindlichsten und zugleich erwachsensten aller Menschen – wenn wir sie in uns selber Wurzeln schlagen und Neues zum Erblühen bringen lassen – dann hat es seinen guten Sinn, jetzt so ein neues Kirchenjahr zu beginnen. Nur dann. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen ein frohes Neues Kirchenjahr!

Helmut Schütz, Krankenhauspfarrer in Alzey

Den Gürtel weiter schnallen

Betrachtung für den Evangelischen Pressedienst am 28. Februar 1993

Die Fastenzeit beginnt, und mir fällt dazu der „Solidarpakt“ ein. „Wir müssen alle den Gürtel enger schnallen!“ – passt dieser Aufruf vieler Politiker nicht gut in diese Zeit des Kirchenjahres hinein? Aber ich ärgere mich über diese Redewendung. Aus welchem Grund schnallt man denn den Gürtel enger? An sich, wenn der Magen leer ist, der Bauch nicht gefüllt. Aber meint einer der Diätenempfänger im Ernst, er müsse hungern, wenn seine Bezüge einmal nicht erhöht werden? Und im gleichen Atemzug geht er daran, den Warenkorb für die Bemessung der Sozialhilfe zu beschneiden! Warum bekommen Menschen, die arm sind, immer wieder zu spüren, dass man ihnen keine Rechte zubilligen will, dass man sie in einen Topf wirft mit Menschen, die ohne Not auf Kosten anderer leben?

Noch aus einem anderen Grund ärgert mich der Ausdruck „den Gürtel enger schnallen“. Er legt nahe, dass es immer nur weh tut und dass das Leben unerträglich eingengt wird, wenn man auf etwas verzichten muss. Doch wer die Fastenzeit ernst nimmt, spürt gerade umgekehrt: zu viel zu haben, das macht nicht satt und zufrieden. Ein „Zuviel“ bedeutet manchmal ein „Zuwenig“: zu wenig genießen, sich freuen, aufeinander aufmerksam sein zu können. Und dann liegt die Frage nahe: worauf könnte ich jetzt einmal für sieben Wochen verzichten, welche Angewohnheiten sollte ich einmal überprüfen, ob ich auch ohne sie leben kann? Vielleicht würde mein Leben nicht enger, sondern weiter, wenn ich nicht mehr gebunden wäre an das „Zuviel“, an das „Immer-mehr“, an das „Haben“.

Aus der Nervenklinik kenne ich übrigens Menschen, die ihren Gürtel enger schnallen, um ihren Bauch besser einziehen zu können. Nicht nur um so dem gängigen Schönheitsideal besser zu entsprechen. Nein, sie trauen sich einfach nicht, richtig durchzuatmen und dabei ihr Zwerchfell und ihren Bauch zu spüren! Denn dabei würden sie viel intensiver darauf aufmerksam werden, was in ihrem Inneren vorgeht – vielleicht große Angst und Traurigkeit oder auch eine Wut im Bauch. Einige lernen es, „den Gürtel weiter zu schnallen“ und sich nicht länger „zusammenzureißen“. Sie vertrauen sich einem Therapeuten oder Seelsorger an mit all dem, was da brodelt an Gefühlen und verborgener Sehnsucht.

Die Fastenzeit heißt in der evangelischen Kirche „Passionszeit“. Passion heißt wörtlich „das Leiden“, aber auch „die Leidenschaft“. In den nächsten Wochen bis zum Karfreitag erinnern sich Christen an das Leiden Jesu, der kein stiller Dulder war, sondern gewütet hat: gegen die Geschäftemacher im Tempel, der geweint hat aus Angst vor dem nahenden Tod, der geschrien hat vor Schmerzen unter der Folter am Kreuz. Nicht den Verzicht als solchen hat Jesus verherrlicht. Nein, um der leidenschaftlichen Liebe zu den Menschen willen hat er alles hergegeben, sogar sein Leben.

Helmut Schütz, Krankenhauspfarrer in Alzey

Fahrt zum Himmel

Betrachtung für den Evangelischen Pressedienst am 24. Mai 1992

„Fahr zur Hölle!“ Diese Aufforderung kennen kino- oder fernsehbegeisterte Mitmenschen aus der Sprache, die unter Gangstern oder Wildwestbösewichtern üblich ist. Niemand würde auf die Idee kommen, mit diesem Satz eine buchstäblich zu verstehende Reise an einen bestimmten Ort unterhalb der Erdoberfläche in Verbindung zu bringen. In einer brutalen Bildersprache soll vielmehr ausgedrückt werden, wie sehr man einem anderen den Tod und noch Schlimmeres an den Hals wünscht.

Anders ist es, wenn sich im Glaubensbekenntnis der Christen die Formulierung findet, Christus sei „aufgefahren in den Himmel“. Hartnäckig hält sich die Auffassung, darunter sei eine zeitlich datierbare Ortsveränderung des wieder zum Leben erweckten Leichnams Jesu zu verstehen – weg von der Erdoberfläche, in Richtung nach „oben“, was immer das bei einer sich fortwährend im freien Weltall drehenden Erdkugel bedeuten soll. Verständlich also, dass man im Zeitalter fortgeschrittener naturwissenschaftlicher Kenntnisse das – so missverstandene – Fest der Himmelfahrt Christi nächste Woche nur mehr mit einem müden Lächeln quittiert und lieber „Vaterntag“ feiert.

Aber die Bibel spricht von Gott in Bildern und Symbolen. Sie bringt Vorstellungen, Ängste und Sehnsüchte in unserer eigenen Seele zum Mitschwingen und lädt dazu ein, dass wir uns innerlich verwandeln lassen. So wie Jesus bei seiner Taufe und auf dem Berg der Verklärung mit seinem inneren Auge den Himmel offen sah und Zuversicht und Kraft gewann für alles, was ihm bevorstand, so stand den Jüngern nach Jesu Tod tröstlich und mutmachend das Bild des auferstandenen Christus vor Augen, der nun im Himmel für alle Zeiten gemeinsam mit Gott lebt.

An sich dürfte seitdem niemand mehr einen grausamen, unmenschlichen, strafenden Vatergott predigen – Gott im Himmel trägt für alle Zeiten das menschliche Gesicht Jesu. An sich dürfte niemand mehr einem anderen Angst machen und die Vorstellung vermitteln: Du bist verloren, du bist verdammt, fahr zur Hölle! Das Bild von der Himmelfahrt Jesu lädt vielmehr zum Vertrauen ein: Hab Zutrauen zu dem Gott, der auch dich lieb hat; ja, so nahe ist dir der Himmel, dass du nicht weit fahren musst, auch nicht erst sterben musst, um ihn zu spüren! Wo wir einander helfen, Vertrauen zu Gott zu finden, füreinander Zeit haben, einander zuhören, da können wir aufhören, ängstlich um uns selbst zu kreisen, da gewinnen wir Mut zum Leben und Trost im Sterben und im Trauern, da wird es wahr, was wir in einem neueren Kirchenlied singen (**Evangelisches Gesangbuch 594**):

Der Himmel geht über allen auf, auf alle über, über allen auf!

Helmut Schütz, Krankenhauspfarrer in Alzey

Hoffnung nach einem misslungenen Putsch

Betrachtung für den Evangelischen Pressedienst am 8. September 1991

Unter dem Eindruck der bangen Tage des Putsches in der Sowjetunion schreibe ich diese Betrachtung. Wie schnell waren wir gestern, vorgestern bereit, uns an eine Rückkehr des Stalinismus und des Kalten Krieges zwischen Ost und West zu gewöhnen. Und heute – ich erlebe es als ein Wunder: ein mutig gewordenes Volk steht gegen die Putschisten auf – und siegt. So wird aus einer Beinahe-Katastrophe ein starkes Zeichen der Hoffnung.

Ähnliches begegnet mir auch im Leben einzelner Personen. Ich denke z. B. an Menschen, die in tiefster Verzweiflung versuchen, sich selbst etwas anzutun. Diese persönliche Katastrophe soll eigentlich den Schlusspunkt ihres scheinbar sinnlosen Lebens bilden. Und doch kann ein solcher misslungener „Putschversuch“ zerstörerischer Kräfte gegen das eigene Leben auch den Übergang zu einem völlig neuen Leben bedeuten: dass man – z. B. in der Nervenklinik – Wege findet, das Leben anders zu betrachten, sich jemandem anzuvertrauen mit den Problemen, die eben noch unlösbar schienen, eine Therapie zu beginnen, die hilft, das Leben zu meistern.

Ich kenne Patienten, für die eine solche Therapie ein schwerer Kampf ist. Die vertraute Art, das Leben zu betrachten, steht gegen neue, ungewohnte Einsichten. War es nicht einfacher, immer davon auszugehen, dass man sowieso niemandem vertrauen kann oder dass man sich Liebe immer irgendwie verdienen muss? Nun kommt plötzlich jemand daher und weicht diesen Glauben auf... Schön ist das ja, diese neue Erfahrung, dass Nähe, Geborgenheit, Sich-Anvertrauen wenigstens hier und da möglich sind – aber das tut auch weh, weil es die Tür aufstößt zu verschütteter Sehnsucht, zu ungeweinten Tränen und auch zu möglichen neuen Enttäuschungen. Wie in diesen historischen Tagen in der Sowjetunion kann dann auch die Entscheidung in einem einzelnen Menschenleben auf der Kippe stehen: Für das Beharren der alten seelischen Kräfte auf den altgewohnten Wegen und Hintertürchen, durch die man immer wieder selbst zum eigenen Unglücklichsein beiträgt. Oder für weitere Schritte auf dem neuen, langen, manchmal schmerzhaften – und hoffnungsvollen Weg zu einem sinn-erfüllten Leben.

Helmut Schütz, Krankenhauspfarrer in Alzey

Apfelbäumchen

Betrachtung für den Evangelischen Pressedienst am 10. Februar 1991

Ich schreibe diese Betrachtung am 17. Januar 1991. In der vergangenen Nacht wurde der Golfkrieg begonnen. Als ein sieben Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg Geborener erlebe ich zum erstenmal bewusst, wie ein Krieg Millionen Menschen – einschließlich mich und meine Familie – in tiefe Besorgnis, Angst und Schrecken versetzt.

Allerdings erlebe ich im einzelnen doch ganz verschiedene Reaktionen auf diese Angst. Ich höre Fragen nach Gott, wo er denn nun bleibt, warum er diesen Krieg nicht verhindert, verzweifelte Fragen nach dem Sinn in einem Leben auf einer erneut so bedrohten Erde für uns und unsere Kinder.

Ich höre auch Stimmen, gerade von Patienten in den Nervenkliniken, die meine Kollegen und ich betreuen, die eher eine gewisse Gelassenheit an den Tag legen, weil man ja selber an diesen Weltproblemen nichts ändern kann und weil man als kranker Mensch die Erlaubnis hat, solche Fragen den Gesunden und Starken zu überlassen. Eine Frau äußerte den Gedanken: „Jetzt wissen auch die Gesunden einmal, was Angst bedeutet, ich selber habe immer Angst.“

Mir gibt der Gedanke Martin Luthers Trost:

Und wenn ich wüsste, dass morgen die Welt unterginge,
so würde ich doch heute mein Apfelbäumchen pflanzen.

Das Apfelbäumchen, das kann für den einen die Sorge um seine Gesundheit sein; für den anderen ein bewussteres Erleben der Alltagsdinge, die nicht so selbstverständlich sind, wie wir oft annehmen; für den dritten das Sich-Aufraffen, um sich (wieder) in der Friedensbewegung zu engagieren. Dahinter steht die Frage: Wofür hat sich denn mein Leben gelohnt, wenn es nun zu Ende ginge...?

Die dem Herrn vertrauen, schöpfen neue Kraft.

(So steht es im Buch **Jesaja 40, 31** nach der katholischen Einheitsübersetzung.)

Unsere Kraft sieht oft nur noch zwei Auswege: entweder Gewalt oder totales Aufgeben. Gott will uns auf den beharrlichen Weg des Friedens führen.

Helmut Schütz, Krankenhauspfarrer in Alzey

„Wer dir einen Schlag auf die Nase gibt...“

Betrachtung für den Evangelischen Pressedienst am 12. August 1990

„Ich kenne die Bergpredigt“, sagte mir ein Mann, der in eine Schlägerei verwickelt war. Bei einem Streit auf offener Straße sei er gereizt und gekränkt worden, ein Wort habe das andere gegeben, bis er schließlich einen Schlag auf die Nase bekam. Da habe er rot gesehen und zugeschlagen. „Ich weiß, dass Jesus gesagt hat: Wenn dir einer auf die rechte Wange schlägt, dann halte ihm auch die andere hin. Aber er hat mich ja auf die Nase geschlagen!“ (**Matthäus 5, 39**)

Der Mann meint das ernst und ist trotzdem nicht dumm, im Grunde seines Herzens ein friedlicher, aber sehr leicht verletzbarer Mensch; und ich mag ihn sehr. Bedingt durch eine seelische Erkrankung fasst er eine bildliche oder beispielhafte Redeweise von Jesus als wörtliche Anweisung auf, und es fällt ihm schwer, sie auf eine andere Situation zu übertragen.

Aber sind nicht sehr viele Christen traditionell so erzogen worden, die Bibel in allen Einzelheiten für wortwörtlich „wahr“ zu halten? Dann muss man es entweder „glauben“, dass Jesus auf dem Meer gewandelt ist, dass es keine natürliche Zeugung Jesu gab, dass Adam und Eva die ersten Menschen waren, oder man zweifelt aufgrund wissenschaftlicher Erkenntnisse diese „Tatsachen“ an. Ist man dann kein rechter Christ mehr?

Erst allmählich kommen wir dahinter, dass der lange Streit zwischen Glauben und Wissenschaft ein Scheingefecht war. Beide haben einen völlig verschiedenen Wahrheitsbegriff. Am einfachsten lässt sich der Unterschied so beschreiben: Die Wissenschaft kümmert sich um das Nachprüfbare, was man beweisen oder widerlegen kann. Der Glaube kümmert sich um Bereiche der Wirklichkeit, in denen es um unser ganzes Sein geht, um Sinnfragen, um Liebe, um Hoffnung. Hier bringt uns nur die Sprache des Herzens, der Bilder, der Symbole, der Gleichnisse weiter.

Als Symbol verstanden, ist auch die Jungfrauengeburt „wahr“ – denn das, was Jesus durch Gottes Geist war, das hat er nicht alles von seinem menschlichen Vater Josef gehabt. Oder die Geschichte von Adam und Eva ist „wahr“, weil sie die Situation von uns allen beschreibt, von lebendigen (= „Eva“) Erdlingen (= „Adam“). Und dass Jesus den Petrus aus dem Wasser zieht, hat schon mancher als Trost für sich annehmen können, dem das Wasser der Angst und Verzweiflung bis zum Halse stand und sich nicht selbst herausziehen musste...

Der jüdische Neutestamentler Pinchas Lapide hat einfach recht mit seinem Satz (aus dem Gedächtnis zitiert):

Entweder man nimmt die Bibel wörtlich oder man nimmt sie ernst.

Gott fürchten?

Betrachtung für den Evangelischen Pressedienst am 22. Oktober 1989

Die Gottesfurcht ist aus der Mode gekommen. Wenn ich das Wort höre, stelle ich mir ernste Mienen, gesenkte Häupter vor, wie sie zum Beispiel in alten Filmen gezeigt werden, um religiöse Ernsthaftigkeit abzubilden. Gottesfurcht, das klingt so altmodisch, auch ein bisschen engstirnig und verkrampft. Vor allem bei der jüngeren Generation ruft diese Art Frömmigkeit nur noch Unverständnis und Kopfschütteln hervor.

Ich kenne allerdings viele, die Angst vor Gott haben, vor seinem Zorn und seiner Strafe. Die sich ständig mit Schuldgefühlen plagen. Hat solche Angst etwas mit Gottesfurcht zu tun?

Im Wochenspruch für die kommende Woche wird Gottesfurcht nicht mit der Angst, sondern mit der Vergebung verknüpft (**Psalm 130,4**):

Bei dir ist die Vergebung, dass man dich fürchte.

Ist das nicht merkwürdig? Was hat denn Vergebung mit Furcht zu tun? Ist Vergebung nicht Befreiung von Schuld, Öffnung für ein Leben mit neuen Möglichkeiten, ohne Angst vor Strafe?

Vielleicht merken wir: Es ist gut, die alten frommen Worte wie „Gottesfurcht“, „Vergabung“ nicht allzu selbstverständlich hinzunehmen, als wüssten wir gleich, was damit gemeint sei.

Sicher ist Vergebung Befreiung. Aber das wird oft missverstanden. Vergebung bedeutet nicht: es bleibt alles beim alten; ich darf weiter drauflos sündigen. Sondern mir ist dann wirklich vergeben, wenn ich nun anders handle, wenn ich wirklich neu geworden bin in meinem Verhältnis zu Gott und zu den Menschen, die mich brauchen.

Dabei denke ich an meine Mutter, die mir viel von Gottes Vergebung erzählte, aber auch gelegentlich betonte, dass man Gott nicht einfach als einen guten Kumpel für alle Zwecke ge- und missbrauchen könne – „Gott lässt sich nicht spotten!“

„Gott fürchten“ – da steckt etwas drin von dem Erschrecken darüber, wie leer ein Leben ohne Gott ist. Vielleicht sollte man es heute anders übersetzen im Sinne von: Gott ernstnehmen, Gott in die Mitte des eigenen Lebens stellen. Staunen darüber, dass Gott, der doch der Urgrund des ganzen Weltalls ist, sich doch um uns armselige Menschlein kümmert. Sich anrühren lassen von der Liebe des großen Gottes zu seinen Geschöpfen, die wir weder in Schuld noch in Verzweiflung, weder in Angst noch in anderen Nöten von ihm allein gelassen werden.

Helmut Schütz,

Klinikseelsorger in der Landesnervenklinik und im Kreiskrankenhaus Alzey

Gebetshaltungen

„Zum Nachdenken“ am 22. Januar 1989 in der Wetterauer Zeitung

Wir liegen vor dir mit unserm Gebet,

hat der Prophet Daniel einst zu Gott gerufen,

und vertrauen nicht auf unsre Gerechtigkeit,
sondern auf deine große Barmherzigkeit.

So lautet der Wochenspruch für die kommende Woche aus **Daniel 9, 18** in der Übersetzung Martin Luthers.

Merkwürdig, nicht? Das mit dem Liegen. Wir werfen uns vor Gott nicht auf die Erde. Er ist doch kein orientalischer Fürst, dem man sich nur auf dem Boden kriechend nähern durfte.

Wir stehen lieber beim Beten in der Kirche, aufrecht vor Gott, oder wir nehmen gar keine besondere Haltung ein, wenn wir unser inneres Gespräch mit Gott beginnen.

Und schon mit dem Knien haben wir als evangelische Christen Probleme – gekniet wird nur, wenn man den persönlichen Segen empfängt als Konfirmand oder als frischgetrautes Ehepaar – eine etwas unbequeme Prozedur, die man eigentlich extra üben muss.

Und selbst das Händefalten, an sich nichts weiter als eine Geste der Sammlung und Konzentration, hat für viele den unangenehmen Beigeschmack einer unnatürlich-unterwürfig-frommen Handlung.

Welche Haltung ist denn dem Vertrauen auf Gottes „große Barmherzigkeit“ angemessen?

Müssen wir uns vor Gott in den Staub werfen, muss der Stolz auf „unsere eigene Gerechtigkeit“ in dieser Weise gebrochen werden? Das kann zumindest kein Rezept sein, um sich Gottes Liebe hintenherum doch noch zu verdienen.

Wenn wir seelisch wirklich am Ende sind, sozusagen am Boden zerstört, dann will Gott uns nicht noch mehr niederdrücken, sondern aufrichten – wie der Vater im Gleichnis vom „verlorenen“ Sohn (**Lukas 15, 20**):

Als er aber noch weit entfernt war,
sah ihn sein Vater,
und es jammerte ihn;
er lief
und fiel ihm um den Hals
und küsste ihn.

So unterläuft Gott auf sanfte Art unseren Stolz, der ja ohnehin meist nur ein Ersatz ist – ein Schutz gegen Verletzungen und Demütigungen, die wir tagtäglich erfahren, oft auch unter Christen.

Viele Gebetshaltungen sind möglich, auch das einfache Innehalten während einer anderen Tätigkeit ohne besondere Gestik, auch die Gott entgegengehaltenen offenen Hände. Wenn uns eine eingeübte Gebetsform aber geradezu daran hindert, für Gott – den Liebenden! – offen zu sein, dann sollten wir sie nicht praktizieren.

Auch der hebräische Urtext des Wochenspruches lässt übrigens die Haltung offen, in der man zu Gott am besten beten kann; nach der Übersetzung von Hermann Menge oder der Zürcher Bibel

bringen wir unser Flehen vor dich.

Einfach so. Wir müssen vor Gott nicht auf dem Boden liegen.

Helmut Schütz, Reichelsheim/Wetterau

„Herr Pfarrer, warum haben Sie eigentlich nicht...?“

„Zum Nachdenken“ am 18. Juni 1988 in der Wetterauer Zeitung

Vor einem Jahr, am 1. Junisonntag, vergaß ich den „Partnerschaftssonntag“, der zum erstenmal bei uns in Oberhessen angesagt war. Er sollte helfen, im geistlichen Austausch mit Christen in Nordindien die „Einbahnstraße“ zu überwinden, in der früher oft Ideen und Geld von hier in die „Missionsgebiete“ transportiert wurden. Aber bei mir ging das Thema einfach unter – wie vieles andere auch – im Gestrüpp von Pfarramtsterminen und unzähliger „unaufschiebbarer“ Gemeindeangelegenheiten. Nachträglich wurde ich von einer aufmerksamen Kirchenvorsteherin erinnert: „Warum haben Sie nicht wenigstens in der Fürbitte an Indien gedacht...?“

Das ist nur ein Beispiel von vielen. „Herr Pfarrer, warum haben Sie eigentlich nicht...?“ – solche Anfragen bekomme ich recht häufig zu hören, und oft stelle ich sie mir auch selber. Da weiß ich von Gemeindegliedern, die krank sind, und sie stehen auch auf meiner Besuchsliste, aber warten lasse ich sie trotzdem... Ich soll etwas für eine Festschrift schreiben, nur wann...? Oder mir liegt daran, dass ein bestimmtes aktuelles Thema in der Gemeinde nicht zu kurz kommt, in diesem Jahr z. B. die Erinnerung an das Geschehen in der „Reichskristallnacht“ vor 50 Jahren, aber ich müsste mich intensiver darauf besinnen können... Jugendarbeit, Erziehungsseminare, Erwachsenenbildung überhaupt – was könnte nicht noch alles aufgebaut werden, aber die Arbeitskraft von Mitarbeitern und vom Pfarrer reicht nicht aus... Was tun?

Es ist gut, wenn wir einander an die Dinge erinnern, die in unseren Gemeinden zu kurz kommen, die im Alltags- und Sonntagstrott untergehen. Mit offener Kritik – auch wenn sie schmerzt – ist jedenfalls besser umzugehen, als mit der Einstellung konfrontiert zu werden: „Ich setze mich erst wieder für die Gemeinde ein, wenn sich der Pfarrer ändert.“ Schlimm ist auch, wenn evangelische Gemeinden eine Werkgeichtigkeit praktizieren nach dem Motto: „Nur der perfekte Pfarrer, der Mitarbeiter, der schafft bis zum Geht-nicht-mehr, ist etwas wert!“ Wissen Sie, ob nicht auch Ihr Pfarrer ohnehin schon von einem dauerhaft schlechten Gewissen geplagt wird? Wer in der Kirche mitarbeitet, soll auch Freiräume kennen, in denen er nur für sich und seine Familie da ist. Aber nur wenige können wirklich einmal ganz „abschalten“ und sich auf etwas konzentrieren, was nicht mit der Arbeit zusammenhängt. Wie sagte noch Jesus (**Matthäus 6, 34**)?

Sorgt nicht für morgen, denn der morgige Tag wird für das Seine sorgen.

Wie ist es mit Ihnen? Haben Sie selber noch etwas Zeit „übrig“ oder können Sie sie anders einteilen? Dann fragen Sie Ihren Pfarrer doch einfach mal auf eine andere Art: „Können Sie mich als Mitarbeiter brauchen? Ich hätte da einen Vorschlag...“

Helmut Schütz, Reichelsheim/Wetterau

Weihnachts-Wunder – mit oder ohne stimmungsvolle Verpackung

„Zum Nachdenken“ am 24. Dezember 1987 in der Wetterauer Zeitung

Nun ist es wieder Weihnachten geworden, aber viele sind vielleicht nicht dazu aufgelegt, Weihnachten zu feiern, weil sie traurig, enttäuscht, leergebrannt oder verzweifelt sind. Manchen erscheint Weihnachten mit den stimmungsvollen Kerzen und Liedern und der Bescherung unter dem Christbaum wie eine leere Versprechung: toll verpackt mit Weihnachtspapier und Schleifchen drumherum, aber dann ist gar nichts drin.

Ist uns bewusst: Wir feiern den Geburtstag Jesu? Geburtstag feiern wir normalerweise nur mit jemandem, der uns wichtig ist. Steht ER in unserem Leben an erster Stelle?

Gott kommt in Jesus zur Welt in Bethlehem, beginnt den Lebensweg eines Menschen, der uns zugleich fremd und seltsam vertraut ist. Er steht vielem entgegen, was wir für selbstverständlich halten und ist zugleich die Antwort auf geheimste Sehnsüchte.

Obwohl alle Welt Weihnachten feiert, jedenfalls in unserem Kulturkreis – es ist absolut nicht selbstverständlich, Weihnachten zu verstehen und darauf sein Leben aufzubauen: Gott kommt zu uns, wird Mensch, sagt ja zu uns, reißt uns aus vielem heraus, was uns gefangen hält, fordert uns zu einem neuen Leben heraus.

Zwar spricht nichts dagegen, Weihnachten mit all dem vertrauten Brauchtum zu feiern. Aber verwechseln Sie nicht die Verpackung mit dem Inhalt! Weihnachten kann auch ohne „Weihnachtsstimmung“ da stattfinden, wo uns ein Licht aufgeht, wo in uns ein Funke Hoffnung wieder entsteht, wo wir auch spüren in unserem Innern und in liebevollen Gesten der Menschen um uns: Ja, es stimmt, Gott sagt ja zu uns, Gott steht zu uns, auf Gott ist wirklich Verlass! Darum hat es Sinn, zu leben und zu arbeiten und Kritik zu üben und zu loben und der Liebe Raum zu geben. Ein Ziel liegt vor uns. Wir haben von Gott etwas zu erwarten.

Sie können daran nicht glauben? Was hindert Sie? Wollen Sie nicht? Steht Ihnen Ihr kritischer Verstand im Weg? Haben Sie zu viele Enttäuschungen erlebt?

Vielleicht ist Gott anders, als Sie bisher gedacht haben. Vielleicht wird es Zeit, dass Sie einmal Ihre religiösen Anschauungen überprüfen. Überall sonst heißt es: Nicht auf der Stelle treten, bilden Sie sich fort; alles braucht Zeit, um zu wachsen, zu gedeihen und zu reifen! Und nur in Sachen Kirche und Religion bleiben wir auf dem Stand der Konfirmation stehen. Aber wozu ist die Gemeinde der Christen da, wenn man in ihr nicht Menschen ansprechen kann, die einem weiterhelfen, auch in Glaubensfragen? Wie ist es bei Ihnen: Gibt es nicht Glaubensgespräche in Ihrer Gemeinde, einen Bibelkreis, dem Sie sich anschließen könnten?

Sie dürfen mit einem Weihnachts-Wunder rechnen: mit dem Wunder, dass Gott selbst Ihnen Glauben schenkt.

Helmut Schütz, Reichelsheim

Kirchentag und Kirchen-Alltag

Betrachtung für den Evangelischen Pressedienst am 19. Juli 1987



Mäuskuchenstand der Kirchengemeinde Reichelsheim/Wetterau beim Begrüßungsabend des Frankfurter Kirchentages am 17. Juni 1987 (Bild: Kleespieß)

Ein Monat ist schon wieder vergangen seit dem Frankfurter Kirchentag. Was wird von ihm bleiben, wenn nach den Sommerferien der Kirchen-Alltag wieder einkehrt? Es ist ja immer wieder gesagt worden, dass vom Kirchentag her zu wenig „rüberkomme“ in die Arbeit der Gemeinden. Ist er eine Art freischwebende Sonderveranstaltung für alle möglichen Arten von „Kirchentagschristen“, die sich in den Gemeindegruppen und vor allem im Gottesdienst dann gar nicht mehr blicken lassen? Wie wäre es sonst zu erklären, dass das Kirchentagspublikum durchschnittlich so jung ist, während die Beteiligung der Jugend z. B. an den Gemeindegottesdiensten eher noch zurückgeht?

Ich denke, dass das zum überwiegenden Teil ein Fehlschluss ist. Die meisten Kirchentagsteilnehmer, auch die jugendlichen, sind in ihren Ortsgemeinden durchaus schon engagiert, allerdings häufig weniger in Gottesdienst, Bibelkreis und Kirchenchor, son-

dern eben in ihrer Jugendgruppe. Und wenn diese Kirchenmitglieder nun auf dem Kirchentag erleben, dass Kirche mehr sein kann als ein von althergebrachten Formen geprägter „Laden“, dann ist das doch ein Zeichen der Hoffnung. Außerdem kenne ich einige (wieder vor allem junge) Gemeindeglieder, die aus der Jugendarbeit herausgewachsen sind und sich von dem, was sonst bei uns „läuft“, nicht so sehr angesprochen fühlen, die aber regelmäßig vor Kirchentagen auftauchen und fragen: „Fahren wir da wieder hin?“ Das muss man ja nicht negativ sehen. Es gibt anscheinend mehr Interesse an religiöser Thematik, als wir mit einem auf die Kerngemeinde verengten Blick annehmen. Und es muss auch nicht jeder, der sich punktuell für Kirche interessiert, gleich für die laufende Gemeindearbeit vereinnahmt werden.

Ja, was ist denn nun geblieben vom Frankfurter Kirchentag? Mich persönlich hat wieder so vieles tief bewegt und angerührt, wie ich es vorher nicht erwartet hätte: Zum Beispiel eine Predigt von Dietmar Schönherr und ein Meer von mehreren tausend Rosen bei einer Beatmesse; ein Musikspiel in der Alten Oper über den Seelsorger Jesus („Jesus – einer von uns“); ein zu Herzen gehender Vortrag von Helmut Gollwitzer über die „Grenzen des Lebens“; die ermutigenden Worte von Carl Friedrich von Weizsäcker und dem katholischen Bischof Kamphaus über Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. Daneben das gute Vollwert-Essen im „Gläsernen Restaurant“, Gespräche auf dem „Markt der Möglichkeiten“ mit „Computer-Pfarrern“ und mit Leuten von der „ChriPo“ (einem Verein christlicher Polizeibeamter). Dazu kam noch die Beteiligung unserer Kirchengemeinde am „Abend der Begegnung“, für uns alle ein besonderes Gemeinschaftserlebnis, das unsere Gemeinde enger mit dem Kirchentagsgeschehen verbunden hat. Der Platz reicht nur, um kurz anzudeuten, wie „meine“ Kirchentagserfahrung ausgesehen hat.

Also was tun? Vielleicht fragen Sie einfach mal die Leute aus Ihrer Gemeinde, die auf dem Kirchentag waren: „Was hat euch da beeindruckt, und was wirkt nach?“ Dann setzen sich Gespräche von Frankfurt her fort, und vielleicht ergibt sich auch eine Anregung vom Kirchentag für den Kirchen-Alltag.

Helmut Schütz, Reichelsheim/Wetterau

„Wie lieblich ist der Maien“

„Zum Nachdenken“ am 2. Mai 1987 in der Wetterauer Zeitung

Wenn es wieder Mai wird, dann denke ich ans vorige Jahr, an den Maiausflug mit den Kindern unter der endlich wieder strahlenden Frühlingssonne, aber auch an die anderen Strahlen, die damals nach dem furchtbaren Atomunglück in der Sowjetunion zu uns herübergeweht wurden. Eine unsichtbare Gefahr, aber messbar, wenn auch die Statistik uns nicht verrät, wer von uns und unseren Kindern für die Zukunft dann wirklich eine Schädigung der Gesundheit davontragen wird.

Und dann denke ich auch an Gottesdienste, die wir in jenem Mai gefeiert haben, nach Tschernobyl. Wir haben gesungen: „Wie lieblich ist der Maien“, und gerade dieses Lied hat mir geholfen, trotzdem Gott zu loben, und erst recht Gott zu danken – für das, was er geschaffen und uns geschenkt hat und was wir Menschen zugunsten eines fragwürdigen Fortschritts leichtfertig aufs Spiel setzen. Leider denken wir oft so, dass bestimmte Gegensätze sich automatisch ausschließen müssten. Entweder wir verdrängen das Furchtbare, oder wir verbringen jeden Tag mit der Sorge um so wenig wie möglich Becquerel in der Nahrung. Aber ist das wahr, dass wir uns nur noch freuen können, wenn wir Gefahren verharmlosen oder ständig aus dem Bewusstsein drängen?

Ich jedenfalls werde in einigen unserer Maigottesdienste auch in diesem Jahr wieder das Maienenlied auf die Liedertafel setzen (**Evangelisches Kirchengesangbuch 370, 1**):

Wie lieblich ist der Maien aus lauter Gottesgüt',
des sich die Menschen freuen, weil alles grünt und blüht.
Die Tier' sieht man jetzt springen mit Lust auf grüner Weid',
die Vöglein hört man singen, die loben Gott mit Freud'.

Auch wenn sich bei den grünen Weiden der Gedanke an verstrahltes Heu einschleicht – wir können lernen von den alten Liederdichtern, die dankbar zu leben verstanden auch in Zeiten von Krieg und Hungersnot und Pest. Das erwähnte Lied ist nicht etwa naiv; es erwähnt zum Beispiel durchaus die damals bekannten Gefahren für Saat und Ernte: „...Mehltau, Frost, Reif und Schloß.“ Aber es legt uns nahe, alles zu seiner Zeit zu tun: beim Maiausflug die Natur zu genießen; und dann auch wieder den Ursachen nachzugehen, durch die wir (wir, die Menschheit) unseren Planeten zugrunde richten.

Gottlob dürfen wir glauben! Wir dürfen Gott das Vertrauen schenken, dass er uns auf unserer kleinen Erde im großen Weltall nicht einfach verlorengehen lässt. Mit dieser Zuversicht im Herzen haben wir es nicht nötig, so zu tun, als sei alles in der Welt in Ordnung. Denn wir sind mit unserer Verantwortung, die wir für die Bewahrung der Schöpfung tragen, nicht allein.

Dass diese Hoffnung besteht, dafür gibt es keinen sichtbaren Beweis; kein Geigerzähler weist den Geist Gottes nach. Ich kann nur dafür werben, dass Sie sich einfach darauf einlassen, was Gott uns sagt in seinem Wort: Wort Gottes, in menschlich-allzumenschlicher Verpackung, oft missbraucht und missverstanden – aber Glaube-, Liebe- und Hoffnungsweckend für die, die sich davon anrühren lassen. Haben Sie nicht Lust, mit dem Lied vom lieblichen Mai um solchen Glauben zu bitten (**EKG 370, 3**)?

Herr, lass die Sonne blicken ins finstre Herze mein,
damit sichs möge schicken, fröhlich im Geist zu sein,
die größte Lust zu haben allein an deinem Wort,
das mich im Kreuz kann laben und weist des Himmels Pfort'.

Helmut Schütz, Reichelsheim

Passt die Fastnacht nicht ins Kirchenjahr?

Betrachtung für den Evangelischen Pressedienst am 15. Februar 1987,
auch abgedruckt als „Sonntagsgedanken“ im Schlitzer Boten am 14. Februar 1987

Wissen Sie, dass die Weihnachtszeit erst am letzten Sonntag zu Ende gegangen ist? Am 8. Februar war nach dem evangelischen Kalender des Kirchenjahres der letzte Sonntag nach Epiphania, dem Fest der Erscheinung des Herrn, das unter dem Namen „Dreikönigstag“ besser bekannt ist. Die Erscheinung des Sterns von Bethlehem, die die morgenländischen Astrologen auf den Weg zum unbekannten königlich-göttlichen Kind brachte, ist ein Sinnbild dafür, dass es nicht selbstverständlich ist, an einen Gott zu glauben, der sich wirklich und leibhaftig als Mensch in unserer Menschenwelt zu erkennen gibt. Die Zeit nach Epiphania ist eine ruhige Zeit im Kirchenjahr und gibt Gelegenheit, sozusagen die Konsequenzen aus dem Weihnachtsfest zu ziehen, z. B. sich zu fragen: Was verändert sich eigentlich in meinem Leben dadurch, dass Christus in der Welt erschienen ist?

Der 15. Februar ist nun in diesem Jahr der Sonntag „Septuagesimae“, das bedeutet schlicht und einfach „am Siebzigsten“, nämlich (aufgerundet) am siebzigsten Tage vor Ostern. Die vorösterliche Zeit beginnt also, und zwar mit drei Vorfastensonntagen vor der eigentlichen Passions- oder Fastenzeit zwischen Aschermittwoch und Karsamstag in den 40 Tagen vor Ostern. Die Passionszeit ist für eine ganze Reihe evangelischer Christen geprägt durch die Besinnung auf das Leiden Christi. Viele entdecken auch die Bedeutung des Fastens neu, als eine Möglichkeit, frei zu werden von Gewohnheiten und Zwängen und frei zu werden für neue Erfahrungen mit Gott und dem Nächsten.

Aber was ist mit der Zeit zuvor? In der katholischen Kirche ist der Brauch entstanden und (bis weit in den nichtkirchlichen Bereich hinein) lebendig geblieben, vor der Fastenzeit noch einmal richtig ausgelassen und fröhlich Fastnacht oder Karneval zu feiern. Sicher machen dabei auch evangelische Christen mit, aber Fastnacht hat keinen offiziellen Platz im evangelischen Festkalender. Sind wir humorloser? Fehlt uns eine unbefangene Haltung zum Genießen dessen, was Freude macht, zum Spaß und zur Lust? Dabei war der, dessen Leiden wir in der Passionszeit bedenken, nicht lustfeindlich; Jesus hat sich nicht zum Leiden gedrängt, war kein Masochist. Er konnte mit den Traurigen weinen und sogar für die dem Tode Verfallenen sterben, weil er auch mit den Fröhlichen lachen und mit den Ausgelassenen feiern konnte. In der Nachfolge Jesu brauchen wir weder die Lust noch das Leiden zu verdrängen.

Haben Sie Lust auf die „tollen Tage“? Dann wünsche ich Ihnen eine Fastnacht, in der nicht der Zwang zur Fröhlichkeit regiert und auch nicht der Drang, „über die Stränge zu schlagen“, ohne Rücksicht, auf die Folgen. Spaß an der Freud ist weniger als halbe Freud, wenn man sie später bitter bereut.

Helmut Schütz, Reichelsheim/Wetterau

Hat Gott einen Fehler gemacht?

„Zum Nachdenken“ am 30. August 1986 in der Wetterauer Zeitung

„Der größte Fehler von Gott war, dass er die Menschen erschaffen hat“, äußerten sich mehrere Schülerinnen und Schüler der 4. Grundschulklasse in einem Gespräch über die Schöpfungsgeschichte der Bibel; denn die Menschen seien nicht gut, sie vergifteten Luft und Wasser und führten Kriege.

Gleiches Thema „Weltschöpfung“, diesmal im Konfirmandenunterricht. Auch hier „respektlose“ Aussprüche der 13-Jährigen: „Hat Gott mit seiner Welt nicht ziemlichen Murks gemacht?“ Und: „Wenn Jesus heute nochmal auf die Erde käme, dann könnte er gleich einpacken!“ Nicht alle, die so reden, wollen sich über den Glauben lustig machen, sie machen sich vielmehr Sorgen über die Welt, in der sie aufwachsen.

Dritter Schauplatz: eine Diskussion unter Erwachsenen. Es geht um die Frage: Sind Christen mitverantwortlich für den Frieden zwischen den Völkern? Versagen sie nicht dort, wo sie Feindbilder stützen und wo sie Sicherheit von Abschreckung (oder gar eigener Überlegenheit) erhoffen? Ein Teilnehmer fragt, als jemand meint, man müsse vor allen Dingen um den Frieden beten: „Könnte es nicht sein, dass Gott längst ausgewandert ist von der Erde und sich irgendwo im Weltall einen anderen Planeten gesucht hat?“

So fragen heute Kinder, Jugendliche, kritische Erwachsene nach Gott. Pessimismus, Zweifel, Hoffnungslosigkeit werden hier laut. Aber gerade indem ausgesprochen wird, was ja viele von uns ebenso empfinden, aber vor anderen verbergen, entsteht daraus zugleich ein Ausdruck von Sehnsucht und Hoffnung, sozusagen ein indirekter Schrei nach Gott.

Wie wird Gott antworten? Möglicherweise direkt durch Worte der Bibel, die lebendig werden für den einen oder anderen Zweifler. Vielleicht auch durch Christen, die eigene Erfahrungen von Ermutigung weitergeben.

Bei der erwähnten Friedensdiskussion war es unser Propst, der mir und anderen Mut machte. Er wies schlicht, aber leidenschaftlich darauf hin, was es für ihn bedeutet, dass Gott eidlich versichert hat, diese Erde niemals im Stich zu lassen. Da war zu spüren: diese Fragen lassen sich nicht mit Argumenten klären. Hoffnung gewinne ich nur, wenn ich mich auf Gott einlasse, wenn ich das Beten ausprobiere, wenn ich Gott etwas zutraue, wenn ich Gott Einfluss ausüben lasse über mich, mein Denken, Fühlen und Tun. Nur auf diese Art verändert Gott Menschen – auf eine scheinbar armseelige, verletzbare Art, nämlich genau die Art Jesu, – und er will mit dem Verändern gerade bei mir anfangen.

Hoffnung gewinnen, wenn wir mutlos sind? Warum meinen wir, wir müssten unsere Glaubens- und Lebenszweifel wie „Privatsachen“ behandeln und ganz allein bewältigen? Wir können andere Christen suchen und aufsuchen, damit sie uns weiterhelfen. Und wer selbst Zuversicht getankt hat, kann dann auch den eigenen Kindern oder anderen Zweiflern wieder Anstöße zur Hoffnung geben. Damit wir und sie merken, dass es vielleicht doch ein großes Glück war, dass Gott uns Menschen das Leben gegeben hat.

Helmut Schütz, Reichelsheim

Augen

Betrachtung für den Evangelischen Pressedienst am 2. März 1986,
auch abgedruckt in der Wetterauer Zeitung in der Rubrik „Zum Nachdenken“
und im Schlitzer Boten in der Rubrik „Sonntagsgedanken“ am 1. März 1986

Der 3. Sonntag der Passionszeit, in diesem Jahr der 2. März, trägt den Namen „Okuli“, zu deutsch: „Augen“. Er stammt aus **Psalm 25, 15a**:

Meine Augen sehen stets auf den Herrn.

„Ich glaube nur, was ich sehe“, sagen viele. Aber wie kann einer behaupten, Gott zu sehen? Der Psalmbeter erhofft Befreiung von dem Herrn, auf den seine Augen sehen (**Psalm 25, 15b**):

...denn er wird meinen Fuß aus dem Netze ziehen.

Er leidet unter einer Verstrickung der Gefühle und der verfahrenen Beziehungen, zum Teil wie ein unschuldiges Opfer, aber auch als Mitverantwortlicher (**Psalm 25, 16b-20a**):

Ich bin einsam und elend.
Die Angst meines Herzens ist groß;
führe mich aus meinen Nöten!
Sieh an meinen Jammer und mein Elend
und vergib mir alle meine Sünden!
Sieh, wie meiner Feinde so viel sind
und zu Unrecht mich hassen.
Bewahre meine Seele und errette mich!

Bis heute haben Menschen in ähnlicher Weise Grund zum Klagen. Sie sehen Einsamkeit und Angst, Elend und Unrecht bei sich selbst und bei anderen. Die Augen des biblischen Dichters sehen aber noch mehr. Er wagt zu sehen, was noch nicht sichtbar ist, was erst noch kommen soll: Gott wird seine Seele in all dem Jammer bewahren und ihm auch nicht seine eigene Schuld zum Verhängnis werden lassen.

Für viele bewusste Christen bedeutet, „auf den Herrn“ zu sehen, dass sie in diesen Wochen den Leidensweg Jesu betrachten. Anderen fällt es schwer, gerade dort hinzuschauen. Sie schrecken zurück vor der Grausamkeit eines Vaters, der seinen Sohn opfert. Oder wollen sie sich nicht eingestehen, dass wir alle mitverstrickt sind in das tödliche Netz aus Angst, Feindschaft und Schuld, das die Leiden Jesu verursachte? Wenn unsere Augen auf diesen Herrn sehen, dann sehen wir uns selbst in einer Reihe mit Kaiphas und Pilatus, mit Römern und Juden, mit der schreienden Volksmasse und den ängstlich fliehenden Jüngern, mit Petrus und Judas, und wir sehen zugleich, wie Gott wirklich ist: nicht ein grausamer, vom Leid der Menschen unberührbarer

Himmelstyrann, sondern einer, der als Mensch unter Menschen selber lebt, liebt und leidet.

Wir sollen nur glauben, was wir sehen. Allerdings sollen wir unsere Augen dorthin richten, wo Gott wirklich zu finden ist: in Jesus und auch in seinen (**Matthäus 25, 40**) geringsten Brüdern.

Dietrich Bonhoeffer, der unter Hitler hingerichtete Theologe, der vor einem Monat 80 Jahre alt geworden wäre, schrieb 1944 im Gefängnis das Gedicht „Christen und Heiden“. Darin hilft er uns zu unterscheiden zwischen einem ausgedachten Gott und dem wirklich erfahrbaren Gott, auf den Christen schauen können:

Menschen gehen zu Gott in ihrer Not,
flehen um Hilfe, bitten um Glück und Brot,
um Errettung aus Krankheit, Schuld und Tod.
So tun sie alle, alle, Christen und Heiden.

Menschen gehen zu Gott in Seiner Not,
finden Ihn arm, geschmäht, ohne Obdach und Brot,
sehn Ihn verschlungen von Sünde, Schwachheit und Tod.
Christen stehen bei Gott in Seinen Leiden.

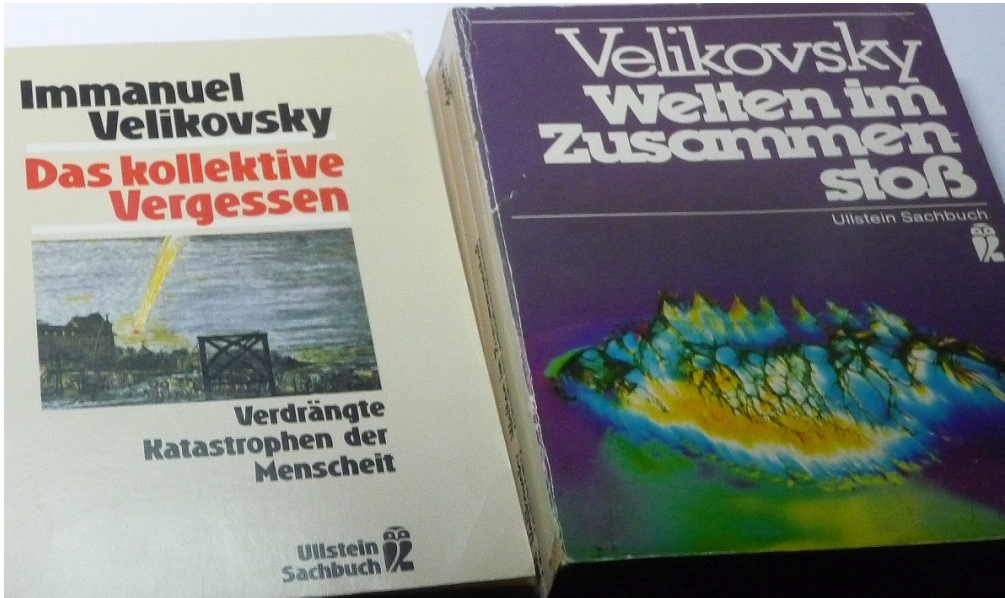
Gott geht zu allen Menschen in ihrer Not,
sättigt den Leib und die Seele mit Seinem Brot,
stirbt für Christen und Heiden den Kreuzestod
und vergibt ihnen beiden.

Das ist der Herr, auf den unsere Augen sehen können, der unseren Fuß aus dem Netz zieht. In der Passionszeit 1986 ist wieder eine Gelegenheit, dieses Schauen neu zu lernen.

Helmut Schütz, Reichelsheim/Wetterau

Beten „zwischen den Jahren“

„Zum Nachdenken“ am 31. Dezember 1985 in der Wetterauer Zeitung



Zwei Bücher eines bizarren Außenseiters der Kosmologie, Geologie und Geschichtswissenschaft, Immanuel Velikovsky

Es sind merkwürdige Tage zwischen Weihnachten und Neujahr, seltsam unwirklich und aus dem Rahmen fallend, wie ein Torweg von einem Jahr zum andern. „Zwischen den Jahren“ nennen wir diese kurzen, meist

trüben Tage, die das Jahr beenden. Wenn Immanuel Velikovsky, ein Außenseiter der Wissenschaft, recht haben sollte, dann hat sich in diesem Ausdruck eine uralte Erinnerung an eine Weltkatastrophe erhalten, die schon vor über 26 Jahrhunderten stattfand. Zuvor habe nämlich der Kalender der Erde nur 360 Tage im Jahr gezählt, das sei in allen Kulturen nachzuweisen, dann habe sich durch einen Beinahezusammenstoß unseres Planeten mit einem anderen Himmelskörper die Umlaufbahn der Erde um die Sonne verlängert. Plötzlich habe der alte Kalender nicht mehr gestimmt, es seien fünf Tage gewesen, die von manchen Völkern zu Unglückstagen erklärt, von anderen nach und nach unter die Monate des Jahres aufgeteilt worden seien.

Ob wir dieser Behauptung Glauben schenken oder nicht, die Zeit „zwischen den Jahren“ bleibt für uns zwiespältig: einerseits geeignet zur Selbstbesinnung, wie ein Geschenk des Himmels, um einmal Ruhe zu finden für uns selbst; andererseits auch deprimierend, weil es doch noch nicht in allen Herzen Weihnachten geworden ist und weil die Aussichten auf ein neues Jahr nach den Erfahrungen im alten nicht sehr ermutigend stimmen. Ist 1985 wirklich schon wieder vorbei? Wir haben dieses Jahr doch eben erst begrüßt, haben Pläne gemacht und uns so viel vorgenommen; wir haben manches befürchtet und anderes ersehnt. Wohl ist nicht alles so schlimm eingetroffen, wie vorher vermutet, doch über dem einen oder anderen ist aus heiterem Himmel ein Unglück hereingebrochen. Allerhand wurde erreicht, aber viele gute Vorsätze blieben auch auf der Strecke. Das Jahr war randvoll mit Augenblicken der Be-

gegnung oder des Alleinseins, der Freude oder des Leides, und nun ist es fast vorüber. Wann kamen wir zum Aufatmen und zum Innehalten und zum bewussten Erleben unserer Zeit?

Siehe, meine Tage sind eine Handbreit bei dir,
und mein Leben ist wie nichts vor dir,

betet der Dichter von **Psalm 39, 6** zu seinem Gott, der auch, über die Jahrtausende hinweg, unser Gott geblieben ist. Wenn dieser Beter nachdenkt über die Vergänglichkeit der Tage und Jahre, dann verliert er sich nicht in fruchtlosem Grübeln, flüchtet nicht in rastlose Arbeit, in abstumpfende Depression oder zu irgendwelchen Betäubungsmitteln, sondern er wendet sich im Gebet zum Herrn der Zeit, der auch uns unsere Zeit geschenkt hat (**Psalm 39, 8 und 13**):

HERR, wessen soll ich mich trösten?
Ich hoffe auf dich ...
Höre mein Gebet, HERR,
und vernimm mein Schreien,
schweige nicht zu meinen Tränen;
denn ich bin ein Gast bei dir,
ein Fremdling wie alle meine Väter.

Gäste sind wir auf der Erde. Wir sind nicht dazu bestimmt, Pläne für die Ewigkeit zu machen; manchmal überdauern unsere Vorsätze nicht einmal die ersten Tage des neuen Jahres.

Sie gehen daher wie ein Schatten
und machen sich viel vergebliche Unruhe;
sie sammeln und wissen nicht, wer es einbringen wird,

weiß der Psalmdichter (**39, 7 und 6**) über Menschen, die „so sicher leben“. Aber wenn wir uns bewusst sind, wessen Gäste wir auf der Erde sind, wer uns das Leben anvertraut hat, dann können wir – im Vertrauen auf Trost und Vergebung – das alte Jahr hinter uns zurücklassen und ins neue hineingehen. „Zwischen den Jahren“ kann auch ein Anlass, sein, wieder Zeit und Mut zum Beten zu finden. Zum Beispiel mit den Worten Jochen Kleppers (**Evangelisches Kirchengesangbuch 45, 6**):

Der du allein der Ewge heißt
und Anfang, Ziel und Mitte weißt
im Fluge unsrer Zeiten:
bleib du uns gnädig zugewandt
und führe uns an deiner Hand,
damit wir sicher schreiten.

Brüderliche Leitung

Betrachtung für den Evangelischen Pressedienst am 31. August 1985, auch abgedruckt in der Wetterauer Zeitung in der Rubrik „Zum Nachdenken“ und im Schlitzer Boten in der Rubrik „Sonntagsgedanken“ am 31. August 1985

Wenn wir wie Brüder beieinander wohnten,
Gebeugte stärkten und der Schwachen schonten,
dann würden wir den letzten heiligen Willen
des Herrn erfüllen.

So steht's in einem Gesangbuchlied (**Evangelisches Kirchengesangbuch 159, 2**). Ja, „wenn“! Aber tun wir's?

Da geht eine Frau seit Jahren nicht mehr in die Frauenhilfe, weil sie damals einen Änderungsvorschlag gemacht hat, und jemand anders hat hinter ihrem Rücken die Bemerkung fallen lassen: „Das hat doch bis jetzt immer unsere Vorsitzende zu bestimmen gehabt!“ Da traut sich ein Kirchenvorsteher nicht, in der Sitzung offen seine Meinung zu sagen, wenn der Meinungsführer gesprochen hat. Da bekomme ich als Pfarrer ein schlechtes Gewissen, wenn ich höre, dass jemand, der der Kirche einen Dienst erwiesen hat, beleidigt reagiert hat, weil nicht ich persönlich, sondern „nur“ ein Kirchenvorsteher ihm dafür gedankt hat.

Wohnen wir wie Brüder und Schwestern beieinander? Wenn es so wäre wie bei meinen beiden Söhnen – sechs und acht Jahre alt –, dann ginge es jedenfalls nicht so zu, dass man hinter dem Rücken redet, sich jahrelang aus dem Weg geht oder zu Konflikten lieber schweigt. Brüder müssen nun mal miteinander leben, und daher kracht es zwar häufig laut und deutlich, aber hinterher ist die Eintracht wieder um so fester, und es gibt für (fast) alle Probleme eine Lösung. Und wenn bei meinen Söhnen im Notfall vielleicht die Eltern einspringen können, so könnte ja im Kirchenvorstand der seelsorglich erfahrene und geschulte Pfarrer einen Ausweg wissen.

Wenn am 1. September 1985 die neue Amtsperiode der Kirchenvorstände in Hessen und Nassau beginnt, dann liegt darin sowohl eine Chance als auch – Grund zur Angst. Auf neue Gesichter, neue Ideen, neue Menschen müssen wir uns einstellen, von unseren Erfahrungen im alten Kirchenvorstand kommen einige von uns her; auf eine ganz neue Verantwortung müssen sich andere einrichten. Verständlich ist es, wenn wir sehr vorsichtig bleiben in unseren Äußerungen, vor allem, wenn wir das Gefühl haben, dass nicht jeder bereit ist, uns in dem, was uns wichtig ist, zu respektieren. Aber der heilige Wille unseres Herrn ist es, dass wir uns ernst nehmen wie Brüder. Wir müssen uns also nicht unbedingt immer gut leiden können, das ist unter Geschwistern auch nicht immer der Fall, aber es muss einen Weg geben, auf dem wir miteinander gehen können.

Denn nur so können wir gemeinsam die Gemeinde leiten. Das ist ja nicht der Auftrag nur des Pfarrers. Der Kirchenvorstand, der sich leiten lässt im Hören auf Gottes Wort (die Andacht wird übrigens in manchen Gemeinden reihum gehalten!), verteilt unter sich die Verantwortlichkeiten für alle Bereiche der Gemeindegemeinschaft, so dass jeder seine Stärken einbringt, und der Pfarrer viel Zeit hat für die Aufgaben, für die er seine besondere Eignung und Ausbildung hat. „Man“ muss auch als Pfarrer nicht alles selber tun. Nach der Geschichte vom barmherzigen Samariter ist der „Nächste“ der, von dem wir am wenigsten Hilfe erwarten würden. In diesem Sinne: „Liebe deinen Nächsten – in der Gemeinde, im Kirchenvorstand, denn Gott traut ihm viel zu!“

Helmut Schütz, Reichelsheim

Ein liebender Gott hält unseren Zorn aus

„Zum Nachdenken“ am 6. April 1985 in der Wetterauer Zeitung

„Ich kann nicht an einen Gott glauben, der sein Kind einen grausamen Tod am Kreuz sterben lässt“. So oder ähnlich zweifeln viele Menschen, wenn sie an Karfreitag denken.

Weshalb kann ich trotzdem an Gott glauben? Für mich hing da Gott selber am Kreuz. Das heißt: der allmächtige Gott – ganz Mensch geworden, ausgeliefert, verraten, verkauft, getötet von Menschen, denen er im Wege war, die sich gegen ihn aufhetzen ließen oder die ihn plötzlich nicht mehr kennen wollten. Und doch immer noch allmächtig, aber auf eine andere Art, als wir uns das meist vorstellen: stark in der Liebe, die dem Feind vergibt, statt ihm mit gleichen Mitteln heimzuzahlen, stark in der Liebe, die selbst den Judas beim Abendmahl neben sich aushält, eine Liebe, die auch uns immer wieder beschämen muss.

Als ein kleines Kind gestorben war, sagte mein damals sechsjähriger Sohn: „Ich glaube nicht, dass das Kind gestorben ist, weil Gott es gewollt hat. Es ist gestorben, weil es krank war, und Gott ist jetzt auch traurig.“ So sehe ich auch die Beziehung von Gott, dem Vater, und Gott, dem Sohn. Jesu Tod war unausweichlich, weil er sich und seiner Sendung sonst untreu geworden wäre, aber trotzdem war es kein Tod, über den sich der Vater im Himmel gefreut hätte.

Für Jesus gab es nicht nur die beiden Möglichkeiten: entweder an Gott glauben und sich ihm blindlings unterwerfen, oder nicht an ihn glauben und damit allein in einer trostlosen Welt zu sein. Sein Glaube war stark und lebendig, so dass er sich auch in der Verzweiflung noch mit einer Klage direkt an Gott wandte (Markus 15, 34): „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Glaube besteht nicht immer nur aus Loben und Danken, aus Bitten und Fürbitten, sondern manchmal auch aus wütender Anklage. Gott hält das aus! So schrieb zum Beispiel eine Konfirmandin über ihre Beziehung zu Gott: „Manchmal habe ich eine ganz schlimme Wut auf Gott. Wie kann er, wenn es ihn gibt, so viel Böses zulassen? Aber dann denke ich, dass wir ja selber dran schuld sind, und habe langsam wieder Vertrauen.“

Ob das eine Möglichkeit für Sie ist, wenn Sie an Gott zweifeln – direkt zu Gott zu sprechen, ihm Ihre Vorwürfe zu sagen? Wahrscheinlich wird's dann nicht nur dabei bleiben, sondern es wird einiges in Bewegung kommen. Ich wünsche Ihnen gesegnete Ostern.

Helmut Schütz, Reichelsheim

Die Menschheit ist sterblich

„Zum Nachdenken“ am 4. August 1984 in der Wetterauer Zeitung

In einer amerikanischen psychologischen Zeitschrift las ich den Satz:

Der Verlust, den wir alle jetzt erfahren, ist der Verlust der Gewissheit, dass es eine Zukunft geben wird, und nicht der Verlust der Zukunft selbst. In diesem Sinne leben wir in einer Zeit des Übergangs, lernen wir mit unserer Sterblichkeit als Menschheit zu leben und erhoffen wir, dass diese Herausforderung starke neue Qualitäten in jedem von uns hervorruft“ (Joanna Macy).

Wer glaubt heute noch mit Gewissheit daran, dass wir Menschen auf der Erde eine Zukunft haben? Viele trauen sich nicht, sich vorzustellen, wie es im kommenden Jahrtausend sein wird. Konfirmanden, befragt nach dem, was sie fühlen, wenn sie an die Zukunft der Erde denken, antworteten unter anderem, sie bekämen „ein ganz komisches Gefühl im Magen“, „Angst vor der Zukunft wegen der Atombombe“, „Hoffnung, dass es keinen Krieg gibt“ oder äußerten den Eindruck, „dass es auf der Erde bald kein Leben mehr gibt, wenn es so weitergeht“. Nimmt die Jugend bewusster wahr, was uns alle bedroht? Oder äußern Jugendliche nur freimütiger ihre Gefühle?

Im vergangenen Jahr schien auch vielen erwachsenen Menschen unseres Landes bewusst geworden zu sein, wie viel für uns durch Aufrüstung und Umweltvergiftung auf dem Spiel steht. Die „Friedensbewegung“ bescherte uns keinen heißen Herbst der Krawalle, sondern setzte Zeichen gegen das blinde Weitermarschieren auf einem Weg, der in den Abgrund führt. Doch kurzfristiger Erfolg war den Friedensdemonstranten nicht beschieden; die Raketen, die uns nach Meinung der einen beschützen sollen, nach Meinung der anderen aber das Gegenteil erreichen, werden aufgestellt. Viele verlieren nun den Mut, sich weiter für den Frieden einzusetzen. Es hat ja alles doch keinen Zweck, denken manche. Andere bereiten angeblich – hoffentlich nicht – verzweifelte Gewalttaten vor, die die Unfriedensstifter treffen sollen. Resignation, blinde Gewalt, Abstumpfung gegenüber dem Schrecklichen – das sind im Grunde nur verschiedene Seiten derselben Haltung: keine Hoffnung auf Zukunft mehr.

Aber Sterbenmüssen kann auch klug machen (**Psalm 90, 12**). Wer seine Endlichkeit als Geschöpf Gottes begreift, kann erkennen, wozu er seine begrenzten Kräfte in einer begrenzten Lebenszeit nutzen kann. Und wer die Sterblichkeit der ganzen Menschheit erkennt und darüber verzweifelt, dass es so weit kommen könnte, dass wir uns selbst auslöschen, was kann der tun? Zunächst der Verzweiflung nicht ausweichen. Die Verzweiflung fühlen. Erkennen, dass sie ein gesundes Gefühl ist in unserer heutigen Welt und uns mit den anderen Menschen verbindet. Andere Menschen suchen, um nicht allein zu bleiben mit diesem Schmerz über den Zustand un-

serer Welt. Zumindest in Friedensgruppen sollte es möglich sein, sich gemeinsam diesen Gefühlen zu stellen. Denn nur wer zu fühlen wagt, gewinnt Kraft und Mut, um in einem sehr langfristigen Einsatz gegen die Bedrohungen anzugehen.

Was hält die meisten unter uns davon ab? Natürlich die Furcht vor der Verzweiflung an erster Stelle. Nur wenige fühlen sich stark genug, solche Gefühle überhaupt auszuhalten zu können. Und ohne die Begleitung anderer Menschen, die ähnlich empfinden und zu denen wir Vertrauen haben, wäre es auch nicht ratsam, sich überwältigendem Schmerz auszusetzen.

Aber zu einer Friedensgruppe gehen? Sich anderen Menschen anschließen, die sich für den Frieden einsetzen? Das ist für die meisten erst recht keine Möglichkeit. Da könnte man ja abgestempelt werden als „Grüner“ oder als „Kommunist“. Da muss man sich mit so vielen verschiedenen Meinungen auseinandersetzen. Da kommt ja doch nichts dabei raus. Aber ist das so sicher? Vielleicht geschieht in einem solchen kleinen Häuflein von Menschen auch einmal etwas anderes. Dass man sich ernstnimmt, auch wenn man aus einer ganz anderen Ecke kommt. Dass man langen Atem gewinnt, weil niemand einen überfordert. Dass man neue Gedanken zu denken wagt, weil keiner einen für seine Ziele missbrauchen will. Dass man zugeben kann, wie machtlos man sich fühlt, weil die anderen da sind, die trotzdem nicht aufgeben.

In der Bibel heißt es (**Psaln 90, 12**):

Lehre uns bedenken,
dass wir sterben müssen,
auf dass wir klug werden.

Helmut Schütz, Reichelsheim

Ängstige deinen Nachbarn wie dich selbst!

„Zum Nachdenken“ am 2. April 1983 in der Wetterauer Zeitung

Wir feiern Ostern als Fest der Freude. Doch nach Markus 16 ist der Ostermorgen für die Frauen, die Jesus nicht mehr bei den Toten finden, ein Vormittag des Entsetzens. Der Engel sagt (**Markus 16, 6**):

Er ist auferstanden,

und (**Markus 16, 8**)

sie gingen hinaus und flohen von dem Grab;
denn Zittern und Entsetzen hatte sie ergriffen.

Und sie sagten niemandem etwas;
denn sie fürchteten sich.

Macht uns Ostern auch Angst? Dieses unmögliche neue Leben des gequälten, getöteten Jesus? Dieses Zeichen dafür, dass vieles, was wir „Leben“ nennen, nur vorläufige Bedeutung hat? Ostern stellt unseren Selbsterhaltungstrieb, unser Sicherheitsdenken, unseren Egoismus radikal in Frage; denn ausgerechnet der erwacht zu neuem Leben, der sein altes, irdisches Leben hingab, statt es um jeden Preis erhalten zu wollen.



Angst vor realen Gefahren ist normal – bei Mensch und Tier
(Bild: [beauQ](#) – [Pixabay](#))

Davor haben wir Angst, wie die Frauen am Grab Jesu: unser Leben, unsere Gesundheit zu verlieren; Menschen ausgeliefert zu sein, die uns verletzen können; mit etwas konfrontiert zu werden, das völlig aus dem gewohnten Rahmen herausfällt und neue Lebensentscheidungen notwendig macht. Dieser Angst gegenüber sagt der Engel (**Markus 16, 6**):

Entsetzt euch nicht!

Erst an Pfingsten begriffen es die Jüngerinnen und Jünger und begannen, das Neue, das mit Jesus in die Welt gekommen war, furchtlos zu verkünden.

Ich denke, es ist wichtig, dass die Menschen in der Bibel, denen gesagt wurde: „Fürchtet euch nicht!“, eben Angst und Furcht wirklich empfanden. Es ist eine angemessene Reaktion in einer Gefahr oder völlig ungewohnten Lage. Durch diese Art von Angst wird es den Menschen bewusst, worauf sie angewiesen sind: Schutz und Geborgenheit, Energie zur Abwendung der Gefahr, Kraft zum Durchstehen der neuen Situation, Mut zur Entscheidung. Weil sie zuerst ihre Angst durchlebt hatten, wussten sie später, was es heißt, dass Gott in den Schwachen mächtig ist.

Wir dagegen leben in einer Zeit der Verdrängung von Angst. Gefühle sollen in einer Welt der Sachzwänge, der politischen Vernunft, des wissenschaftlich und technisch Machbaren keine Rolle spielen. Angst auszudrücken, ist weniger anerkannt, als sich beherrscht zusammenzureißen und „cool“ zu bleiben. Kindern wird lieber die Angst ausgedet, die sie um die Ehe ihrer Eltern haben, als dass sich die Eltern bemühen, fair streiten zu lernen. Aus Angst vor der dann durchzustehenden Angst wird häufig Schwerkranken der Ernst ihrer Krankheit verheimlicht und ihnen damit eine Chance für ihr seelisches Wachstum genommen. Die Angst vor dem Rüstungswahnsinn in Ost und West lassen wir soweit in uns abstumpfen, dass sie uns nicht mehr genügend zum entschiedenen Einsatz für Abrüstung und für die Entwicklung gewaltfreier Möglichkeiten der Verteidigung antreibt. Und – ganz aktuell – die Angst vieler Bürger vor einem nicht auszuschließenden Missbrauch der Volkszählungsdaten wurde lange Zeit leichtfertig beiseite geschoben.

„Ängstige deinen Nachbarn wie dich selbst!“ ist eine Aufforderung an uns, die Augen nicht vor den Ängsten zu verschließen, die ohnehin in uns da sind; sie stammt aus den „Thesen zum Atomzeitalter“ von Günther Anders. Angst vor wirklichen Gefahren brauchen wir notwendig zum Überleben, um uns nicht blindlings wie Lemminge in einen Abgrund zu stürzen. Angst, die sich in uns verselbständigt hat, ist ein Alarmsignal für den Zustand unserer seelischen Verfassung und kann uns dazu veranlassen, ein helfendes Gespräch mit einem Menschen unseres Vertrauens zu suchen. Nur eingeredete Angst brauchen wir genauso wenig, wie wir uns wirklichkeitsnahe Angst ausreden lassen dürfen.

Jesus stellte sich in Gethsemane seiner Angst, durchlitt sie, suchte Schonung oder Kraft im Gebet und ging dann mit offenen Augen den Weg, den er gehen musste. Aus eigener Erfahrung wusste er, was er seinen Jüngern sagte (**Johannes 16, 33a**):

In der Welt habt ihr Angst.

Nach dem Ostermorgen wird aber zugleich erfahrbar, dass wir in unseren Ängsten von ihm gehalten und getragen werden (**Johannes 16, 33b**):

Seid getrost, ich habe die Welt überwunden!

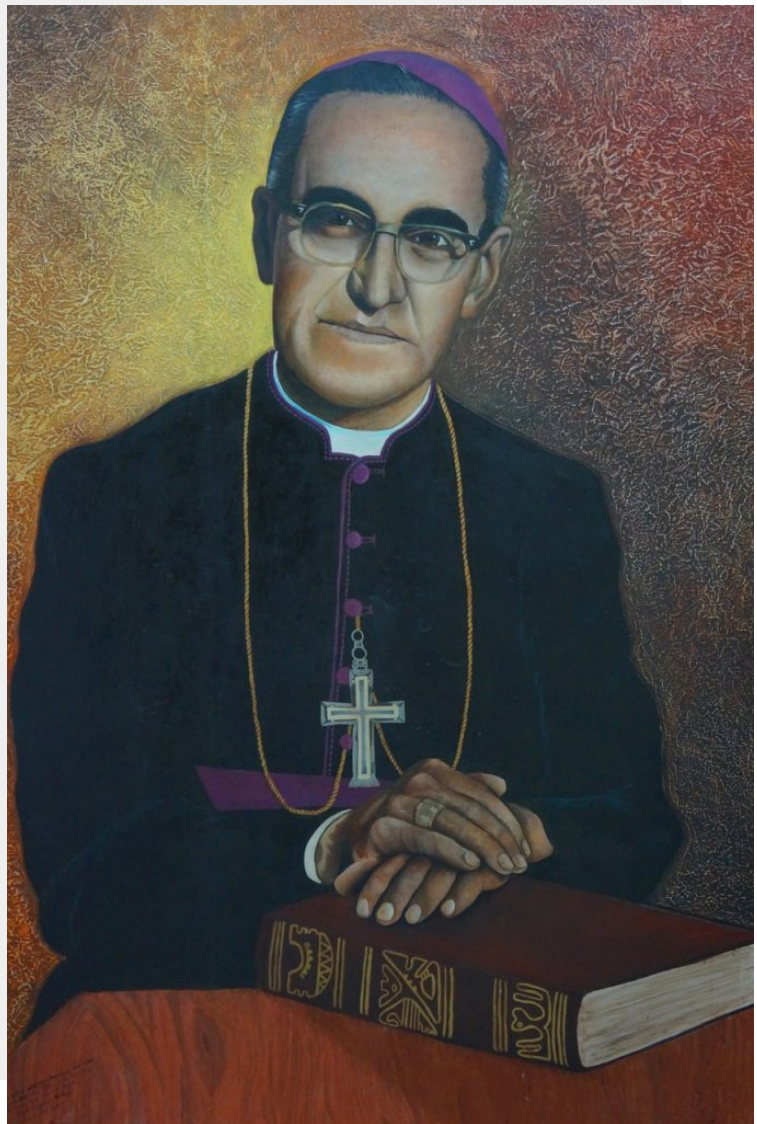
Helmut Schütz, Reichelsheim

El Salvador heißt: „Der Erlöser“

„Zum Nachdenken“ am 14. März 1981 in der Wetterauer Zeitung

Ein Landpfarrer aus jenem mittelamerikanischen Land, das in letzter Zeit in unserer Presse so viele Schlagzeilen macht, aus El Salvador, berichtete:

Früher hielten die Besitzer der Kaffee- und Baumwollpflanzungen den Pfarrer wie ein persönliches Eigentum. Ich hatte eine lange, theoretische Ausbildung wie alle Geistlichen; und diese Bildung gibt dem Geistlichen meistens die Vorstellung, er sei eine Persönlichkeit, er wisse alles und ein Bauer dürfe nie etwas in Frage stellen, aber in meiner praktischen Arbeit sah ich, dass dann, wenn den Bauern Gelegenheit gegeben wird, sie sich ihrer Würde bewusst werden. Je mehr Möglichkeit sie hatten, zu sprechen (z. B. in Gesprächen über Bibelabschnitte), desto mehr wuchsen sie in ihrer Persönlichkeit. Sie sahen, dass ihre Meinung etwas galt und sie sahen auch ihre Rechte. So sprachen sie dann von vielen Dingen, die sie in sich verschlossen hatten.



Monsignor Romero (Bild: [Gerson Rodriguez](#) – [Pixabay](#))

Eine solche Veränderung ihrer alltäglichen Arbeit haben viele Geistliche in einem Land erfahren,

das ein gutes Dutzend Familien praktisch in ihrer Hand hat, in dem die demokratische Opposition zwar mehrfach Wahlsiege errungen hat, aber durch das Militär immer an der Machtübernahme gehindert wurde, und in dem heute Verhaftungen, Verschleppungen, Folter und Mord an der Tagesordnung sind. Pfarrer und Bischöfe

halfen der armen Landbevölkerung, die Konkurrenz untereinander zu überwinden und z. B. Handelsgenossenschaften und eine Landarbeitervereinigung zu gründen. Und die Folgen für die Kirche?

Weil sie die Armen verteidigt, ist die Kirche in Konflikt mit den Mächtigen der gesellschaftlichen Oligarchie (= Herrschaft von Wenigen) und den politischen und militärischen Führern des Staates geraten,

schrieb Erzbischof Romero von San Salvador Anfang letzten Jahres. Wie stehen wir zu solchen Äußerungen? Darf oder muss die Kirche heute in bestimmten Situationen so handeln und reden? Hätten wir den Mut dazu? Der Priester Romero sagte auch:

Mich kann man töten, aber nicht die Worte der Gerechtigkeit.

Wenige Wochen später wurde er getötet, am 24. März 1980 während eines Gottesdienstes am Altar seiner Kirche erschossen.

Ein Jahr danach hören und lesen wir, wie die USA ihre militärische Hilfe für El Salvador verstärken, um die, die sich nach langen friedlichen Versuchen gewaltsam gegen ihre Unterdrücker zur Wehr setzen, zurückzudrängen. Als Hauptargument dafür wird genannt; die Aufständischen würden durch die Sowjetunion unterstützt.

Hier ist ein Punkt, über den sich – mitten in einem Parteienstreit, bei dem man oft nur noch wahrnimmt, was den eigenen Standpunkt stützt – nachzudenken lohnt. Muss eine Bewegung, die möglicherweise auch von der Sowjetunion unterstützt wird, notwendig von den demokratischen Kräften des Westens bekämpft werden? Gibt es nicht Völker, die sich weder starr ein westliches noch ein östliches System als Vorbild setzen möchten, die aber auf politische Unterstützung angewiesen sind? Und wenn sie diese nur im östlichen Machtbereich finden, werden sie dann nicht gerade zwangsläufig in eine größere Abhängigkeit von der Supermacht Sowjetunion getrieben – weil der Westen versagt? weil Unternehmen des freien Westens möglicherweise lieber in Diktaturen investieren als in Ländern, in denen sich die Mehrheit des Volkes gerechte Verhältnisse zu verschaffen sucht?

Viele Christen fühlen sich den verfolgten Brüdern und Schwestern im Ostblock sehr verbunden. Wir brauchen aber auch eine Brücke des Verständnisses zu den Christen, die in einem Land aus dem Einflussbereich unserer westlichen Demokratien unter Unterdrückung leiden und aus ihrer Situation heraus beginnen, politisch zu handeln.

In einem Land, das den Namen des Erlösers der Welt trägt, haben Pfarrer erkannt, dass sie nicht länger den Reichtum und die Macht der Wenigen sowie die Armut und die Bedrückung der Vielen rechtfertigen und Erlösung auf das innere Seelenheil beschränken können. Welche Stellung beziehen wir, wenn bei uns über jenes kleine Land in Mittelamerika gestritten wird?

Helmut Schütz, Reichelsheim

Zur Hoffnung berufen

„Zum Nachdenken“ am 11. Mai 1979 in der Wetterauer Zeitung

Wir hoffen alle – dass endlich der Frühling auf Dauer durchbricht, dass die nächste vor uns liegende Aufgabe gelingt, dass wir gesund bleiben oder werden, dass uns Katastrophen und Kriege erspart bleiben und ... und ... und...

Der diesjährige evangelische Kirchentag steht unter dem Motto: „Zur Hoffnung berufen“. Das Wort „berufen“ mutet in diesem Zusammenhang merkwürdig an: es klingt nach Einsetzung in ein Amt, nach Beauftragungen, nach einem Beruf, den man erlernen muss. Müssen wir Hoffnung lernen, müssen wir Hoffnung ausüben wie einen Beruf oder wie ein Ehrenamt?

Wenn wir uns die Gefahren vergegenwärtigen, die unser Überleben auf der Erde bedrohen, können wir uns auch ausmalen, wie anstrengend es ist, ein Hoffender zu werden oder zu bleiben.

Kürzlich las ich einen Aufsatz einer australischen Kinderärztin über die tödlichen Auswirkungen radioaktiver Strahlung, der mich schockiert hat. Einige Sätze aus diesem Artikel:

Ich habe große Angst, dass wir vielleicht nicht einmal mehr das Jahr 2000 überleben ... Wenn ein Atomkrieg ausbräche, würde die menschliche Rasse ganz aussterben. Es gibt keine Möglichkeit, einen Atomkrieg zu überleben. Selbst wenn einige Menschen nicht sterben würden, wären Wasser und Luft so verseucht, dass sie später an Leukämie oder einem anderen Krebs zugrundegehen würden ... Atomkraftwerke sind nichts anderes als Atomwaffen ... Wenn wir Atomwaffen und Atomkraftwerke nicht abschaffen, werden wir höchstwahrscheinlich nicht überleben. Es wäre wirklich schlimm. Unsere Entwicklung bis heute hat Billionen von Jahren gedauert, und wir sind zu großer Liebe und zu phantastischen Beziehungen zu anderen Menschen, zu großer Kreativität und herrlicher Kunst fähig. Wir sind ganz einmalige Lebewesen. Mit unserer Intelligenz haben wir es andererseits so weit gebracht, dass wir alles Leben auf dieser Erde auslöschen können. Und wir scheinen wie die Lemminge genau darauf zuzusteuern ...

Hoffnung? Hoffen heißt nicht: die Gefahren verdrängen, die Augen abwenden und seelenruhig – weil unwissend – auf der Bombe zu leben, sondern: eine Zuversicht gewinnen, durch die wir den Kräften der Zerstörung ins Auge blicken können und aufstehen, um Ihnen entgegenzutreten. Die Aufforderung der Ärztin Helen Caldicott lautet: „Wir müssen die Verantwortung auf uns nehmen“ (so der Titel ihres Aufsatzes, den man für 50 Pf bei Gisela Ottmer, Honrothstraße 16, 3300 Braunschweig, anfor-

dern kann). „Wir müssen uns wehren für unsere Kinder und für die Zukunft der ganzen Menschheit.“

Das müssen wir erst lernen. Es ist ungeheuerlich, was diese Form der Hoffnung von uns verlangt: an Veränderungen unserer Welt zu glauben, die unmöglich erscheinen, umdenken, das richtig Erkannte vertreten und gemeinsam handeln. So weit bin ich noch lange nicht, sind wir auch in den Kirchengemeinden nicht. Und doch sollen wir über die Losung nachdenken: „Zur Hoffnung berufen“. Zur Hoffnung beruft uns Christus, der sich gefangennehmen und töten ließ, statt von seinem Weg der Liebe und des Vertrauens zu Gott abzuweichen. Im Vertrauen auf ihn können wir in der Kirche Hoffnung lernen.

Der Prophet Jesaja hatte schon seinem Volk vor langer Zeit verkündet (**Jesaja 7, 9**):

Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht

– ihr werdet nicht überleben!

Helmut Schütz, Reichelsheim

Reicht ein halber Mantel?

„Zum Nachdenken“ am 11. November 1978 in der Wetterauer Zeitung

Heute ist Martinstag. Wir erinnern uns an Martin von Tours, den römischen Soldaten und späteren Bischof, der nach der Überlieferung einem frierenden Bettler seinen Mantel zur Hälfte abgab. Das war vor 1600 Jahren.

Noch in unseren Tagen feiern Kinder den Martinstag auf Umzügen mit Laternen und Gesang. Wenn sie die Geschichte vom Heiligen Martin hören, fragen sie vielleicht: „Aber wie kann er den Mantel einfach durchschneiden? Frieren dann nicht beide?“ Auch ich fragte so als Kind, und mir wurde erklärt:

Martins Mantel war nicht ein Mantel, wie wir ihn heute kennen, sondern ein Gewand aus einem großen Stück Tuch. Das konnte er gut zerteilen mit seinem Schwert; und jedem der beiden reichte ein halber Mantel, dass sie es warm hatten.

Dem Bettler reichte der halbe Mantel, um in jener kalten Nacht nicht zu erfrieren. Ein Almosen hätte ihn nicht gewärmt. So tat Martin in einer brennenden Notlage das Notwendige, so wie auch wir einspringen, wenn unsere Hilfe in unserer Umgebung gefragt ist oder wenn wir aufgerufen werden, für die gezielte Hilfe in einem Katastrophen- oder Hungergebiet zu spenden.

Oft hat das Elend allerdings Ursachen, die sich durch solche Hilfsaktionen nicht beheben lassen. Auf Dauer war dem Bettler nur geholfen, wenn er sich selbst ernähren, kleiden und behausen konnte, sei es durch eigene Arbeit oder durch einen Anspruch auf ständige Unterstützung, wenn er krank war oder keine Arbeit fand. Das ist in unserem Land selbstverständlich geworden, liegt aber in weiter Ferne für Millionen Menschen in der Dritten Welt. Wie der Mantel des Heiligen Martin schützt uns eine starke Wirtschaft und ein dichtes soziales Netz vor dem Schicksal der Verelendung, wie sie in vielen anderen Ländern herrscht. Liegt es nicht nahe, zu überlegen, wie dieser Mantel so geteilt werden könnte, dass alle Menschen der Erde eine sichere Existenz haben?

Doch die Wirklichkeit sieht anders aus. Die Industrieländer bleiben in ihren warmen Mantel gehüllt und schneiden höchstens als Entwicklungshilfe einen schmalen Saum ab. Die USA tun lange Zeit nichts gegen den Kursverfall des Dollar und entwerten dadurch die Exporte manchen „Entwicklungslandes“. Wir in den reichen Ländern können uns einen sehr hohen Fleischverbrauch leisten, obwohl das Getreide, das wir zur Fütterung unseres Schlachtviehs importieren, siebenmal so vielen Menschen den gleichen Nährwert wie das Fleisch bereitstellen würde. Wir verbrauchen, gemessen an der Weltbevölkerung, überdurchschnittlich viel Energie und Erdöl.

Nach der Ölkrise hatten Politiker zum Umdenken gemahnt:

Wir müssen uns darauf einstellen, dass unser Wohlstand nicht weiter so wachsen kann wie bisher. Wir müssen an die Weltbevölkerung und an die Umwelt denken und mit der Verschwendung von Rohstoffen und Energie Schluss machen.

Diese Mahner machten sich unbeliebt, mussten aus der Regierung ausscheiden (wie Eppler) oder gerieten in ihrer Partei auf verlorenen Posten (wie Gruhl).

Ein halber Mantel scheint uns nicht genug zu sein, wir wollen den ganzen Reichtum, den wir haben, behalten – oder warum verdrängen wir die Frage nach Gerechtigkeit im Welthandel und in der Verteilung der Güter unserer Erde? Ohne es zu wollen, bestreiten wir damit den hungernden Millionen das Lebensrecht. Und unwillkürlich wird die Erinnerung an den vorgestrigen schrecklichen Gedenktag wach: wie vor 40 Jahren Menschen unseres Volkes öffentlich und gewalttätig das Lebensrecht der Juden in Deutschland verneinten.

Der Mantel des Heiligen Martin ist ein ermutigendes Sinnbild für das Lebensrecht aller Menschen, für eine Welt, in der keiner mehr zu kurz kommt und in der keiner Angst haben muss, zu viel abzugeben.

Ein halber Mantel reicht auch für uns.

Helmut Schütz, Friedberg-Bauernheim

Pfingsten ist Muttertag

„Zum Nachdenken“ am 13. Mai 1978 in der Wetterauer Zeitung

In diesem Jahr fällt der Muttertag mit den Geburtsfest der Kirche zusammen: Pfingsten. Die christliche Gemeinde erlebte vor fast 2000 Jahren den Geist Jesu als ein Geschenk, das sich erstaunlich auswirkte (**Apostelgeschichte 2, 6**):

Jeder hörte sie in seiner eigenen Sprache reden.

Jeder fühlte sich mit seinen Erfahrungen, Gefühlen und Wünschen verstanden. Gemeinschaft war zwischen Menschen verschiedener Rassen und sozialer Schichten, verschiedener Religionen und politischer Anschauungen möglich. Wer Pfingsten feiern will, kann sich auf den immer neuen Versuch einlassen, Konflikte im Geist der Liebe zu lösen, also zwar möglicherweise hart, aber nicht gewaltsam, z. B. durch ein Gespräch, in dem jeder auf den anderen hört, und nicht durch ein Machtwort, das der Stärkere spricht, oder durch Berufung auf das, was immer schon üblich war.

Wollen Sie mit mir aus diesem Geist heraus über den Muttertag nachdenken?

Wenn am Muttertag Mann und Kinder die Frau etwas entlasten bei ihrer Sonntagsarbeit, dann liegt darin Dank für die schwere, oft eintönige Arbeit der Mutter, von der es so gut wie keinen Urlaub gibt. Ich vermute allerdings, dass auch ein wenig schlechtes Gewissen darin zum Ausdruck kommt; die Frauen sollen wenigstens einmal im Jahr für viele Dinge entschädigt werden: Sie können sich beruflich weniger entfalten als die Männer, wenn sie ihre Kinder nicht vernachlässigen wollen; sie haben damit auch weniger Gelegenheiten, ihren Bekanntenkreis zu erweitern. Sie sind finanziell von ihrem Mann abhängig. Die Arbeit der Hausfrau und Mutter wird an anderen Tagen als dem Muttertag so gering eingeschätzt, dass sich kaum ein Mann vorstellen kann, Hausmann und kinderversorgender Vater zu sein. „Haushalt ist Frauensache“, wird gern behauptet, „und schließlich kriegen doch die Frauen die Kinder, oder?“ Das war eben immer so üblich.

„Ein kleines Kind braucht mütterliche Fürsorge und Liebe“, so begründen Schülerinnen ihre Absicht, später freiwillig auf ihre Berufstätigkeit zu verzichten; solche Sätze sind auch oft in Erziehungsbüchern zu lesen. Der Satz ist nur halbwahr. Unbestreitbar braucht ein Kind die Geborgenheit und Pflege bestimmter fester Bezugspersonen. Für Frauen und Männer verhängnisvoll erscheint mir aber die so selbstverständlich klingende Voraussetzung, dass eine solche Bezugsperson in den ersten Lebensmonaten und -jahren fast ausschließlich die Mutter sein soll.

An einem Muttertag, der mehr ist als ein Versuch, sein schlechtes Gewissen zu beruhigen, könnten Männer mit ihren Frauen überlegen, wie sie z. B. gemeinsam die Freuden und Anstrengungen der Schwangerschaft durchleben können oder wie der

Mann seiner Frau helfen kann, die Schmerzen der Entbindung durchzustehen. Sie könnten überlegen, welche Mitverantwortung der Mann für die Säuglingspflege, die Kindererziehung und die Hausarbeit übernehmen kann. Nur zu wenigen Dingen sind Männer nicht imstande, nämlich ein Kind auszutragen und zu stillen. Doch heute können Männer gemeinsam mit ihren Frauen in Schwangerschaftskursen lernen, wie sie ihrer Frau bei der Entbindung eine Hilfe sein können. In Säuglingspflegekursen bekommen wir Nachhilfeunterricht im Umgang mit kleinen Kindern.

Wir haben es erlebt, es geht: Ich bin meinem Sohn (1 Jahr) als Vater eine ebenso enge Bezugsperson geworden wie meine Frau; so haben wir beide den Spaß und die Freude mit dem Kind, und wir teilen uns auch, so gut es geht, die unumgängliche Arbeit, Nervenbelastung und die Sorgen, die ein Kind mit sich bringt.

So gut es geht – denn ein Problem haben auch wir nicht gelöst: So lange es keine sinnvolle Möglichkeit der Teilzeitarbeit für beide Elternteile gibt, wird schon aus finanziellen Gründen in vielen Familien die Frau ihren Beruf aufgeben, sobald sie ein Kind bekommt.

Am Muttertag ist eine gute Gelegenheit, sich gemeinsam Gedanken zu machen, wie die Frau auch in der übrigen Zeit des Jahres mit ihren Interessen und Wünschen zu ihrem Recht kommen kann und wie Mutter und Vater sich in eine gemeinsame „elterliche Fürsorge und Liebe“ für die Kinder einüben können.

Helmut Schütz, Friedberg-Bauernheim

Das achte Gebot

„Zum Nachdenken“ im Jahr 1977 in der Wetterauer Zeitung

Ein Kind wird nach der Schule von den Eltern gefragt, ob es die Rechenarbeit zurückbekommen habe. „Nein“, sagt das Kind. Später findet die Mutter das Heft in der Schultasche. „Mangelhaft“ steht unter der Arbeit. „Warum hast du uns angelogen?“ reagieren die Eltern. „Jeder kann doch mal eine schlechte Arbeit schreiben“. Das Kind hat Angst gehabt. Voriges Mal hatte es wegen einer Fünf Ohrfeigen gegeben.

Am gleichen Tag will eine Frau das alte Auto der Familie kaufen. Die Eltern bitten das Kind, ihr nichts von dem Unfall zu erzählen, den sie mit dem Wagen gehabt haben. „Sonst nimmt sie ihn womöglich nicht!“ (nach U. Wölfel, Lügen)

Als Kinder lernten wir das achte Gebot in der Formulierung: „Du sollst nicht lügen!“ Sag nie die Unwahrheit! Aber ist es das gleiche, wenn ein Dreijähriger aus seiner Phantasiewelt heraus begeistert erzählt, er habe die Straßenbahn umgeschmissen und vom Briefträger hundert Briefe bekommen, wenn das Schulkind aus Angst lügt oder wenn die Eltern wegen eines Vorteils beim Autoverkauf die Wahrheit „nicht so genau“ nehmen?

Altertümlich und schwerfällig klingt das Gebot in Martin Luthers Übersetzung (**2. Buch Mose – Exodus 20, 16**):

Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten!

Aber hier wird das Wesen der Lüge deutlicher: dass es nicht einfach um die Behauptung falscher Tatsachen geht, sondern um die Menschen, die wir durch Unwahrheit täuschen, schädigen oder in ihrem guten Ruf verletzen. Der Dreijährige richtet sich in seinem Phantasieren noch nicht „wider seinen Nächsten“. Wo die Lüge Vertrauen zerstört, wird sie zu einer traurigen und schrecklichen Sache, oder wo wir vor einem Menschen, dem wir nicht genug Vertrauen entgegenbringen, unsere wahren Gefühle verbergen.

Der Umgang mit der Wahrheit ist schon im familiären Bereich nicht leicht, da gestörtes Vertrauen nicht durch Strafen oder Vorwürfe wiederhergestellt werden kann, sondern nur durch die Einsicht in eigene Fehler und durch Verzeihung. Wieviel schwerer ist es im Bereich der Öffentlichkeit und Politik, von Vertrauen und Wahrheit zu reden! Vor einiger Zeit wurde bekannt, dass Günter Wallraff unter falschem Namen bei der „Bild“-Zeitung gearbeitet hatte. Er benutzte eine Lüge, um einer Sensations- und Schlagwortberichterstattung hinter die Schliche zu kommen, bei der, wie der ehemalige „Bild“-Reporter Schulte-Willekes in seinem Jugendbuch „Schlagzeile“ formuliert, „die Wahrheit manchmal wie ein Gummiband gezogen wird“ (S. 89). Wie wenig Rücksicht Boulevardzeitungen auf die Gefühle von Menschen nehmen, die in

den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses geraten sind, zeigte unlängst wieder das Verhalten der Fotoreporter, die sich über das Fotografierverbot während eines Dankgottesdienstes der befreiten Flugzeuggeiseln hinwegsetzten (Wetterauer Zeitung vom 19.10.77). Dass Wallraff den Erlös seines Buches denen zugute kommen lassen will, die sich bisher gegen üble Nachrede durch eine mächtige Zeitung aus Geldmangel nicht gerichtlich zu wehren wagten, finde ich erfreulich.

Gerade jetzt über den öffentlichen Umgang mit der Wahrheit zu reden, hat noch einen weiteren ernsten Anlass. Seit die zweifellos notwendige Terroristenfahndung unter Mithilfe der Bevölkerung läuft, beginnt mancher in jedem einen Anhänger der Terroristen zu sehen, der anders denkt und lebt. Immer öfter höre ich von Haussuchungen bei Wohngemeinschaften, die durch anonyme Anrufe ausgelöst wurden. Die berechtigte Empörung über den Terror verführt leicht zu vorschnellem Urteil und damit zu „falschem Zeugnis“ gegenüber politisch Andersdenkenden.

Terror mit dem Strafgesetz zu bekämpfen, nach den Regeln des Rechtsstaates, ist eine wichtige Aufgabe. Ebenso notwendig ist es, dem Terrorismus den Nährboden zu entziehen, der in der Auffassung besteht: unsere Gesellschaft sei nicht mehr in der Lage, ihre wirtschaftlichen und sozialen Probleme demokratisch durch Diskussion und gewaltlose Interessenkämpfe zu lösen; sie sei nicht reformierbar und daher gewaltsam zu verändern.

Es lohnt sich, darüber nachzudenken, wie wir über Menschen reden, die andere Vorstellungen von der Zukunft unseres Landes haben als wir, die kritische Anfragen an unsere Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung richten, und deren Absichten wir schwer verstehen oder ablehnen. Ein Wort Luthers⁴ mag uns einen Hinweis geben, welche Möglichkeiten im klärenden Gespräch mit Andersdenkenden liegen:

Es ist nichts an und im ganzen Menschen, das mehr und weiter beide Guts schaffen und Schaden tun kann in geistlichen und weltlichen Sachen denn die Zunge, so doch das kleinste und schwächste Glied ist.

Helmut Schütz, Friedberg-Bauernheim

4 Es steht ganz am Ende der Auslegung des achten Gebots in Luthers „Großem Katechismus“.